

Der Westpreuße

Begegnungen mit einer
europäischen Kulturregion



72. Jahrgang Heft 5 September 2020 € 6 (D) 25 zł (PL)



BEFRAGUNG DES VOLKES

Die Volksabstimmung vom
11. Juli 1920 in ihrem Kontext

DIE APOTHEOSE DER HEXE

Das Werk von Clara Siewert,
einer Künstlerin aus Budda

AUS DEM INHALT

VORSPANN

- 3 vorab
- 4 Auf ein Wort
- 5 In eigener Sache

PANORAMA

- 6 In Routinen erstarrt? Neue Pläne für den Wiederaufbau der Altstadt von Elbing
- 8 Notizen aus der Dreistadt, Elbing, Marienburg und Kujawien-Pommern

REISEN UND ERKUNDEN

- 10 Ein Ausflug nach Ostrometzko – Die Schlösser der Familie von Schönborn

AUSSTELLEN UND ERFORSCHEN

- 13 Von Bünbooten, Eisyachten, Harpunen und einer kräftigenden Aalsuppe. Ein Besuch im Haff-Museum von Bodenwinkel.
- 15 EINLADUNG ZU SONDERAUSSTELLUNGEN
- 17 Max Toeppens *Historisch-comparative Geographie von Preußen* von 1858 – Ein Neudruck
- 18 Koordinaten und Konstruktionen. Clara Maddalena Frysztacka erforscht das polnische Selbstbild und seine Zeitdimensionen

GESCHICHTE UND KULTUR

- 19 VOR 100 JAHREN – DAS ENDE VON WESTPREUSSEN (5): Eine Gegenprobe zur Vierteilung? Die Volksabstimmung vom 11. Juli 1920
- 24 IN DEN BLICK GENOMMEN: *Ein mögliches Leben* von Hannes Köhler
- 25 Vor 25 Jahren: Hakenkreuzfahrten auf der Burg des Deutschen Ordens – John Malkovich als „Unhold“ in Marienburg
- 26 Düstere Fantasiewelten. Clara Siewert – eine Malerin aus Budda im Kreis Preußisch Stargard

POLITIK UND GESELLSCHAFT

- 31 Der 8. Mai 1945 und 1985. Ein Gespräch mit dem Politikwissenschaftler Joseph Verbobszky
- 33 Egon Primas: Erklärung zum 75. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges und der Befreiung vom Nationalsozialismus
- 33 Polen-Analysen

34 NEUERSCHEINUNGEN

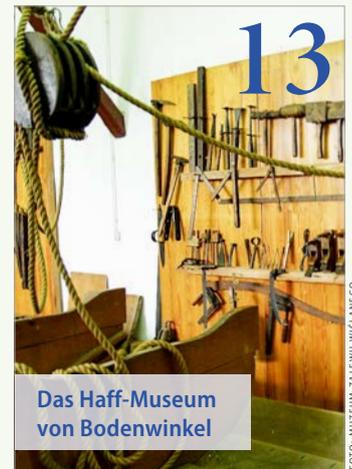
RUBRIKEN

- 3 „Der Westpreuße“?
- 35 Impressum / Autorinnen und Autoren
- 36 Zum guten Schluss

TITELBILD Spätsommerliche See-Idylle in der Tucheler Heide bei Klingermühle (Tlén)
FOTO: URSULA ENKE

PASSWÖRTER für die digitalen Fassungen der letzten drei Westpreußen-Ausgaben:

- 📖 Mai / Juni 2020: heft-3-2020-lja
- 📖 Juli / August 2020: heft-4-2020-jor
- 📖 September / Oktober 2020: heft-5-2020-csi



vorab

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

in den letzten beiden Heften mussten wir an dieser Stelle erläutern, welche Einschränkungen die Corona-Pandemie unserer redaktionellen Arbeit auferlegt hat. Vor diesem Hintergrund freut es uns, heute von einer erfolgreichen Rückkehr zur vielbeschworenen „kontrollierten Normalität“ sprechen zu können – wobei diese Äußerung allerdings vom aktuellen, bedrohlich zunehmenden Anstieg der Infektionszahlen überschattet wird, die die inzwischen erreichte Entspannung hoffentlich nicht schon bald wieder in Frage stellt.

Das Ende der bisherigen Einschränkungen zeigt sich zum einen an der Rückkehr der Rubrik REISEN UND ERKUNDEN, zum anderen an der Wiederaufnahme der EINLADUNG ZU SONDERAUSSTELLUNGEN. Da viele Museen nun ihre bislang zurückgestellten Projekte realisieren, hat sich diesmal sogar eine Verdopplung des sonstigen Umfangs ergeben. Den einzigen Bereich, der immer noch pausieren muss, bilden die Ankündigungen „hörens-, sehens- und wissenswerter“ Veranstaltungen, bei denen eine verlässliche mittelfristige Vorplanung anscheinend immer noch nicht erkennbar ist.

Zudem werden mit dieser Ausgabe nun auch alle Lücken geschlossen, die sich in unserer Gesamtdisposition durch die zwischenzeitliche Schließung wissenschaftlicher Biblio-

theken oder andere Arbeitsbehinderungen ergeben haben. Unmittelbar erkennbar wird dies an dem Artikel über die Volksabstimmung von 1920, der selbstverständlicherweise pünktlich im Juli / August-Heft hätte veröffentlicht werden sollen und dem nun – im Unterschied zu unserer früheren Planung – die Aufgabe zufällt, unsere Reihe zum „Ende der Provinz Westpreußen“ abzuschließen.

Zu der vorliegenden, fast wieder „vollständigen“ Ausgabe wünschen wir Ihnen eine abwechslungsreiche wie interessante Lektüre und bleiben

mit herzlichen Grüßen
Ihre DW-Redaktion

„Der Westpreuße“?

Wenn das „größte Magazin“ einer Stadt den Namen *Der Hamburger* trägt, leuchtet diese Benennung sofort ein – aber wer oder was ist *Der Westpreuße*?

Danzig und das Land an der unteren Weichsel – mit den UNESCO-Welterbestätten Marienburg und Thorn – bilden höchst beliebte Reiseziele. Viele der Touristen aus Deutschland wollen mehr wissen über diese „europäische Kulturregion“, ob sie nun zum ersten Mal kommen oder selbst schon viele Eindrücke vor Ort gesammelt haben. Wahrscheinlich werden sie rasch darauf stoßen, dass diese Landschaft auch mit der deutschen Geschichte verbunden ist und bis 1920 „Westpreußen“ hieß. Das gilt auch für diejenigen, die Familienforschung betreiben oder die einfach kulturhistorisch interessiert sind. Die Gründe, sich heute mit dieser Region zu beschäftigen, können vielfältig sein.

Diesen unterschiedlichen Interessenlagen will *Der Westpreuße* gerecht werden. Der Name dieser Zeitung leitet sich aus der deutschen Geschichte des Weichsellandes ab, denn „Westpreußen“ ist in der Gegenwart eine Erinnerungslandschaft für Menschen, die von dort stammen und für deren Familien dieses Land oft jahrhundertlang Heimat war. Bei der Beschäftigung mit dem kulturellen Erbe und der gemeinsamen Geschichte eröffnet es als historische Kategorie aber auch den heutigen polnischen Bewohnern einen wichtigen Orientierungsraum.

Der Westpreuße beschäftigt sich deshalb einesteils mit der Gegenwart des Landes, mit seiner Entwicklung und seinen vielfältigen Attraktionen und

wendet sich andernteils der spannenden, allerdings durchaus konfliktreichen Geschichte dieser Region zu: Schließlich steht „Westpreußen“ nicht nur für eine historische preußische Provinz, es weckt auch Assoziationen an den Deutschen Orden, der hier im Mittelalter das Kerngebiet seines Territoriums hatte, oder an das „Königliche Preußen“ („Prusy Królewskie“), das für mehr als 300 Jahre mit der Polnischen Krone verbunden war. Nicht zuletzt gehören zu dieser Geschichte die einschneidenden Ereignisse im 20. Jahrhundert: Nach dem Ersten Weltkrieg verschwand „Westpreußen“ von den Landkarten, im Zuge des Zweiten Weltkriegs wurde die Region dann von 1939 bis 1945 nochmals gewaltsam zu einem „Reichsgau Danzig-Westpreußen“ zusammengezwungen.

Das Konzept dieser Zeitung zielt darauf, all das zu bewahren und zugleich Möglichkeiten einer zukünftigen gemeinsamen deutsch-polnischen Geschichte zu erkunden. Wer den *Westpreußen* zur Hand nimmt, kann sich auf eine Vielzahl von unterschiedlichen Entdeckungen freuen.





Von Dr. Justus Werdin

Polen nach der Präsidentschaftswahl

Noch ist Polen nicht verloren ...“ – so rief ich nicht von ungefähr den Anfang der polnischen Nationalhymne meinem langjährigen Projektpartner Jan Kwiatkowski, Pfarrer der Erzdiözese Gnesen (Gniezno), munter-provokant durchs Telefon mit der Frage zu, wie es mit Polen unter dem neu gewählten, alten Präsidenten nun eigentlich weitergehen wird?

Wie viele andere Freunde im Nachbarland erzählte mir auch Pfarrer Jan sogleich voller Sorge von den tiefen Gräben, die „völlig unnötig von den Politikern“ quer durch das Land gezogen worden seien. „Wir sollten vor allem darum beten, dass diese wieder zugeschüttet werden und von allen Seiten sich um Verständigung bemüht wird: bitte einander zuhören!“ Und für unsere fortgesetzten persönlichen Begegnungen zwischen Deutschen und Polen sind ja der Kreativität keine Grenzen gesetzt, richtig? Das haben wir einander ganz klar bestätigt.

Welche Wahl hat aber der wiedergewählte Präsident Andrzej Duda mit der so tief zerfurchten Gesellschaft? Er hatte an dem Wahlabend erklärt, dass er wiederum der Präsident aller Polen sein wolle. Nun ja, das ist schließlich auch die Aufgabe eines Staatspräsidenten. Nur ist zu hoffen, dass er genügend Mut haben wird, dieses parteiübergreifend und möglichst umfassend zu bewältigen.

Das Wahlergebnis offenbart die Tiefe der Spaltungen. Ein Drittel des Wahlvolks machte von seinem Recht gar keinen Gebrauch. Für Duda stimmten hauptsächlich die Rentnerinnen und Rentner im Lebensalter über 60 Jahre, dann vormalige oder noch Werk-tätige, weiter die überwiegend ländlichen Regionen östlich der Weichsel. Westlich von ihr und überwiegend in den Metropolen und Städten, von der Intelligenz und der Jugend ist mehrheitlich für seinen Herausforderer Rafał Trzaskowski, Oberbürgermeister von Warschau, gestimmt worden. Beide trennten im amtlichen Endergebnis nur 2,2%. Und das ist der große Paukenschlag: Gegen die allgegenwärtigen öffentlichen Medien, die, durch die herrschende Partei gesteuert, über Wochen reine Agitation für Duda betrieben, hat Trzaskowski in nur drei Wochen Wahlkampffrist mit rein zivilgesellschaftlichen Mitteln ein Drittel des Wahlvolks für sich mobilisieren können! Die Kampagne des Amtsinhabers samt der gesamten Regierung zierte sich dagegen an keiner Stelle, landauf, landab vermeintliche Gegner öffentlich zu verunglimpfen. Hierzu wird seit 2015 eine abgründige Hasssprache gegenüber Andersdenkenden („Das sind Polen der anderen Sorte!“, so der Präses der PiS, Jaroslaw Kaczyński) gebraucht und überdies ein sehr patriotisches Geschichtsbild mit deutlich gewaltbereiten Attitüden zelebriert. Wie nun aber die polnische Gesellschaft zukünftig aussehen soll, dazu hört man von den

Politikern keinerlei belastbare Aussagen. Von katholischen und evangelischen Bischöfen in Polen höre ich, wie diese tiefen Gräben nicht nur die Gesellschaft spalten, sondern viele Familien mitten hindurch zerrissen haben.

Spaltungen stehen aber historisch betrachtet in längeren Zusammenhängen. Darauf verwies in seinem Leitkommentar Adam Michnik, Chefredakteur der liberalen Tageszeitung GAZETA WYBORZCA, am Wahlwochenende. Die geschichtlichen Wurzeln dieses nationalen Konflikts in unserem Nachbarland gehen bis auf das Ende des 18. Jahrhunderts zurück. Er begann mit den drei Teilungen Polens und wurde dann mit der Wiedererrichtung des Staates in der Zweiten Republik 1919–1939 innenpolitisch offen ausgetragen. Die Politik der Nationaldemokraten unter Roman Dmowski drängte mit panslawistischen und prussischen Ideen auf die Wiedererrichtung des Piastenreiches mit Schlesien und Ostpreußen. Die Regierungspolitik der Sozialdemokraten mit General Józef Piłsudski hingegen war genau entgegengesetzt auf die Wiedererrichtung des Jagiellonenreiches mit Expansion nach Osten hin ausgerichtet. Seine diktatorische Regierung ab 1926 verdrängte die politischen Gegner.

Für den frisch wiedergewählten Staatspräsidenten Andrzej Duda zeigen sich den Beobachtern vorrangig wiederum zwei Optionen. Zum einen ist zu erwarten, dass er genau da anknüpft, wo er vor seiner Wiederwahl aufgehört hat. Als nützlicher Diener würde er wohl weiterhin die Gesetzesvorhaben der PiS-Regierung absegnen. Der jetzt angekündigte Umbau der Regierung und der gesamten landesweiten Verwaltungsstrukturen zielt auf ein barrierefreies „Durch-Regieren“ von der Zentrale aus in alle Verwaltungseinheiten. Mit großer Sorge befürchten Kritiker, dass hier fortgeschrieben werde, was bereits mit dem Justizwesen, den öffentlichen Medien und im Weiteren auch mit den staatlichen Gesellschaften, etwa im Energie-Sektor, konsequent vollzogen wurde.

Die andere Option wäre die, dass Duda sein Amt als „letzte Rechtsinstanz“ der „Dritten Republik“ einfach zunehmend souverän dazu nutzen würde, um beispielsweise den nicht nur von der Jugend eingeforderten Zukunftsperspektiven im vorrangigen Zusammenwirken mit der EU deutlichere Gestalt zu geben. Die drei im Europäischen Parlament klar markierten dringlichen Herausforderungen machen ja um Polen keinen Bogen: Die Corona-Pandemie, der Klimawandel und die fortschreitende Digitalisierung brauchen wirksame Antworten, denn mit immer neuen Narrativen sind sie nicht im Ansatz zu bewältigen. Seit dem Abend des Wahlsiegs ist von Andrzej Duda öffentlich nicht viel zu vernehmen, außer, dass er seine erste Auslandsreise zu Papst Franziskus unternehmen will. Welche vielleicht nach-

haltigen Wirkungen ein Besuch bei dem Pontifex Maximus der Weltkirche zeitigen wird, bleibt abzuwarten.

Die Anfangsworte der polnischen Nationalhymne haben durch den sehr beachtlichen Wahlkampf des Herausforderers „für ein gemeinsames Polen mit einem starken Präsidenten“ im Land neuen Aufschwung genommen. Und dieser soll, so Trzaskowski, nun über alles Parteipolitische hinaus vor allem zivilgesellschaftlich weiter entfaltet werden.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

nach den Vorüberlegungen, die wir in der letzten Ausgabe geäußert haben, können wir jetzt mit klaren – und hoffentlich überzeugenden – Kalkulationen aufwarten.

Unsere Ausführungen zum „Nischenprodukt“ des *Westpreußen* und zu einer „zeitgemäßen Alternative“ für die bisherige Erscheinungsweise sind auf ein überraschend breites und zudem einhellig positives Echo gestoßen, das uns nachdrücklich ermutigt hat und für das wir Ihnen danken. – Unter diesen Voraussetzungen möchten wir heute auf die entsprechenden Fragen zurückkommen.

Preisgestaltung der beiden Westpreußen-Reihen

Bei den Ausgaben *Begegnungen mit einer europäischen Kulturregion* ist trotz der Verbesserungen in der Druck- und Papierqualität sowie im äußeren Erscheinungsbild der Heftpreis seit nunmehr 15 Jahren völlig unverändert geblieben: Schon ab dem 1. Januar 2006 kostet die einzelne Ausgabe € 6,00.

Deshalb haben wir uns jetzt entschlossen, den Preis minimal anzuheben, indem wir für das jährliche Abo-Entgelt von € 36,00 ab 2021 nicht mehr 216 (6 × 36), sondern „nur noch“ 192 (4 × 48) Seiten liefern, dafür den Preis aber nicht – wie zunächst angekündigt – auch noch senken, sondern ihn konstant halten.

Bei den *Landsmannschaftlichen Nachrichten*, die insbesondere den Charakter eines „Nischenprodukts“ tragen, werden wir den Heft-Umfang keinesfalls proportional im gleichen Maße anheben können wie bei den *Begegnungen*, sondern bei dem bisherigen Maß von etwa 30 Seiten bleiben. Dafür wollen wir den Heft-Preis ab Januar aber auch nur um € 2,00 auf dann ebenfalls € 9,00 anheben. Dabei sollten Sie bitte bedenken, dass die kleingliedrigen redaktionellen Arbeiten erheblich zeitaufwändiger sind als bei der „normalen“ Zeitung.

Daraus ergibt sich letztlich ein Abo-Preis, der für die *Begegnungen* weiterhin € 36,00 beträgt und für das Gesamtabonnement, d. h. einschließlich der *Landsmannschaftlichen Nachrichten*, sogar auf € 72,00 absinkt.

Mögen doch auch alle unsere deutsch-polnischen Begegnungen zur Überwindung der Gräben helfen! Das haben Pfarrer Jan und ich uns mit der nächsten Zeile der Nationalhymne einander fröhlich und unmissverständlich zugesprochen: „... solange wir leben!“

Dr. Justus Werdin ist Pfarrer der Evangelischen Kirchen Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz. Innerhalb des Berliner Missionswerks koordiniert er die Zusammenarbeit mit osteuropäischen Partnerkirchen.

Abonnement und Mitgliedschaft

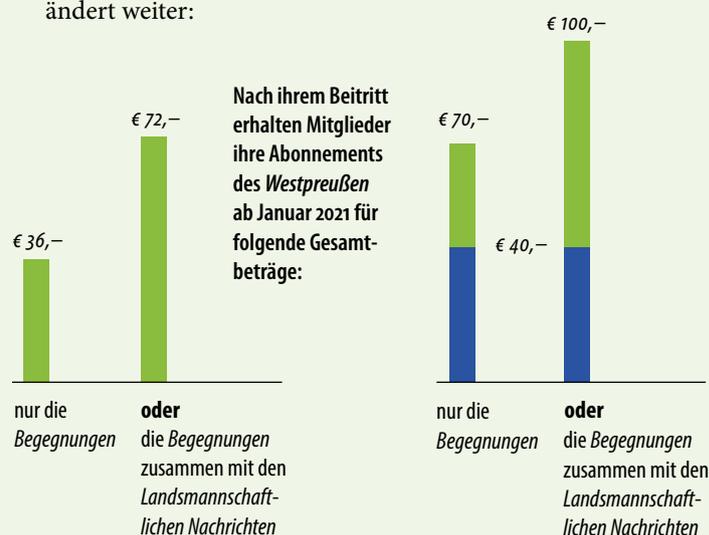
Obwohl die Höhe des Mitgliedsbeitrags erst noch bei der Mitgliederversammlung bestätigt werden muss und die folgende Angabe zunächst unter diesem Vorbehalt steht, geht der Vorstand der WESTPREUSSISCHEN GESELLSCHAFT von einem Mitgliedsbeitrag in Höhe von jährlich € 40,00 aus.

Da wir für diesen Betrag Zuwendungsbestätigungen ausstellen, müssen wir ihn – wie wir inzwischen wissen – von den Abo-Preisen getrennt ausweisen. Bei dieser Darstellung zeigt sich nun noch klarer, dass die Abo-Kosten für Mitglieder deutlich abgesenkt werden, und zwar bei den *Begegnungen* um € 6,00 auf € 30,00 und beim Bezug beider Reihen um € 12,00 auf € 60,00.

Damit können wir Ihnen jetzt die folgende verbindliche Übersicht geben:

→ *Der Westpreuße* erscheint ab 2021 in vier Ausgaben, und zwar jeweils zum 1. März (Frühjahr), 1. Juni (Sommer), 1. September (Herbst) und 1. Dezember (Winter).

→ Dabei laufen die bisherigen Abonnements im Preis fast unverändert weiter:



Wir hoffen, dass Sie diese Kalkulationen für nachvollziehbar und akzeptabel halten, und bleiben in diesem Sinne

mit herzlichen Grüßen
Ihre DW-Redaktion

Der Vorstand der WESTPREUSSISCHEN GESELLSCHAFT lädt Sie hiermit herzlich ein, in der Geschäftsstelle in Münster-Wolbeck die Unterlagen für einen Beitritt anzufordern, und möchte Sie zugleich davon in Kenntnis setzen, dass die erste Mitgliederversammlung bereits **am 26. September 2020 in Hannover** stattfinden wird.



3D-Visualisierung der BULVAR – die nördliche Straßenfront ab Beginn der Bednarska zwischen der Engen Gasse (l.) und dem heutigen Hotel Elbląg (r.). Der Entwurf zeigt einen typischen Wohnblock mit einem „Wandschirm“ der Giebel. Das zweite Gebäude von links soll an das ehemalige Essighaus erinnern.



In Routinen erstartet?

Neue Pläne für den Wiederaufbau der Altstadt von Elbing

Der an der Wende von den 1970ern zu den 1980ern begonnene Wiederaufbau der Elbinger Altstadt ist weiterhin in vollem Gange. Um die Fortführung dieses Großvorhabens sowie die Richtlinien, die dabei eingehalten werden sollen, haben sich allerdings zunehmend heftiger werdende Kontroversen entsponnen. Als Anfang dieses Jahres die Vorarbeiten zur Errichtung des Baukomplexes BULVAR in der Bednarska-Straße (der früheren Spieringstraße) begannen, sind die Pläne auf derart heftige Kritik gestoßen, dass eine Gruppe von Einwohnern jetzt dagegen protestiert und mit einer Petition – „Mówimy NIE pudełkowej Starówce w Elblągu“ [Wir sagen NEIN zu einer schachtelförmigen Altstadt in Elbing] – an die Öffentlichkeit getreten ist.

Die Elbinger Altstadt, in deren Bausubstanz sich mehrere Jahrhunderte der vielfältigen Stadtgeschichte widerspiegeln, wurde bekanntlich am Kriegsende erheblich zerstört und danach fast völlig abgebaut. Im Laufe der nächsten Jahrzehnte wurden für dieses Stadtviertel mehrere Bauungsmöglichkeiten erwogen, darunter auch Wohnblocks in Plattenbauweise. Zum Glück setzte sich ab den 1980er Jahren aber das Konzept von Prof. Maria Lubocka-Hoffmann, der ehemaligen Woiwodschaftskonservatorin, durch, das vom Grundgedanken der sogenannten „Retroversion“ ausgeht: Sowohl das Straßennetz als auch die Ausrichtung und Konturen der Parzellen werden rekonstruiert; und die einzelnen Gebäude dürfen zwar durchaus von unterschiedlichen Bauträgern ausgeführt werden, sollen aber grundsätzlich in der Bauform sowie in der Breite, Höhe und Gestaltung der Fassade an die Bürgerhäuser anknüpfen, die ursprünglich an dieser Stelle gestanden hatten. Mit großer Achtsamkeit sollte dabei den besonders markanten und kunstvoll ausgestalteten Bauwerken begegnet werden.

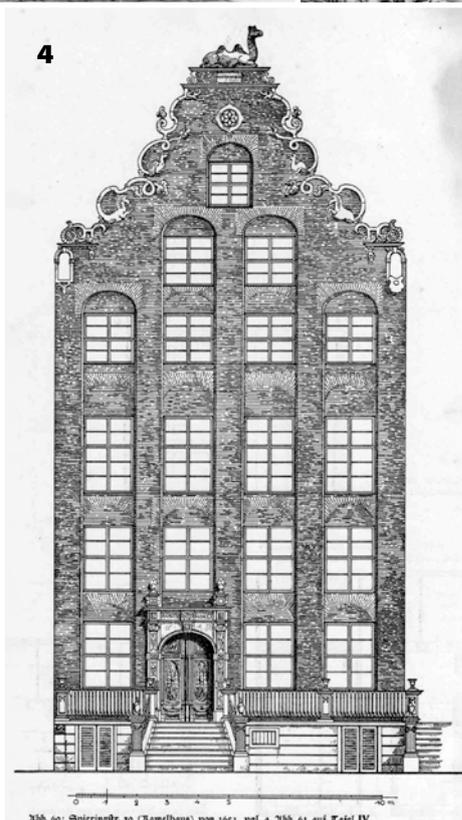
Dies galt insbesondere auch für die eingangs genannte Spieringstraße. Hier befanden sich die Häuser der reichsten Bürger, darunter das frühbarocke sogenannte „Kamelhaus“ von 1651, das im gleichen Jahre fertiggestellte „Essighaus“ oder das klassizistische, 1895 umgebaute „Gewerbevereinshaus“ aus dem 18. Jahrhundert. Vor 1945 waren dort alle Stil-Epochen von der Frühen Neuzeit bis zur „Neuen Sachlichkeit“ der 1920er Jahre vertreten. Ein sehr interessantes Gebäude war das Haus Nr. 2, dessen Baukörper von drei aus der Gotik stammenden Wandnischen ge-

prägt und von einem Renaissance-Giebel bekrönt wurde. Mit Ausnahme dieses Hauses, das bereits um 1927 zurückgebaut worden war, wurden die Gebäude 1945 erheblich zerstört. Architektur-Dozenten und -Studenten von der Technischen Universität Danzig (Politechnika Gdańska) inventarisierten die noch stehengebliebenen Ruinen, bevor auch diese Reste abgetragen wurden.

Die Wiederaufbaupläne zielten für die Spieringstraße (die inzwischen Bednarska hieß) zunächst auf eine möglichst getreue Rekonstruktion der Häuser, favorisierten dann aber sogar auch hier den Bau von stilfernen Wohnblocks – einschließlich einer Veränderung der ehemaligen Straßenführungen –, bis sich schließlich das Konzept der „Retroversion“ durchsetzte und einige Gebäude im südlichen Bereich der Straße nach diesen Maximen entstanden. Dabei plädierte, wie schon erwähnt, auch Maria Lubocka-Hoffmann dafür, einige der herausragenden und prächtigen Gebäude, deren architektonischem Wert entsprechend, ohne aktualisierende Modifikationen wiederzuerrichten. Umso überraschender, wenn nicht gar absurd wirkte vor diesem Hintergrund das 2016 ins Auge gefasste Vorhaben, eben dort – mitten in der Altstadt – ein mehrstöckiges Parkhaus für etliche hundert Autos zu bauen. Glücklicherweise konnte eine Realisierung aber dank den Protesten zahlreicher Einwohner und der Unterstützung durch einige Stadträte erfolgreich verhindert werden.

Vor kurzer Zeit nun wurde bekannt, dass die zuständige Denkmalbehörde und die Stadtverwaltung Entwürfe des Architekten Piotr Pałdyna genehmigt hätten, die den gesamten Raum zwischen der Bednarska, der Studzienna (der ehemaligen Wilhelmstraße) und der Ścieżka Kościelna (dem ehemaligen Kirchensteg) betreffen. Die Visualisierungen, die der Bauträger veröffentlicht hat, zeigten allerdings, dass keinerlei Rekonstruktionen einzelner Fassaden – nicht einmal derjenigen des „Essighauses“ – beabsichtigt sind. Darüber hinaus gibt der Entwurf auch grundlegende Ideen der „Retroversion“ weitgehend auf. Stattdessen wird ein großer Wohnblock mit einer Reihe von historisierenden Fassaden entstehen, die den Eindruck erwecken sollen, dass es sich hier um eine Folge voneinander getrennter, eigenständiger Giebelhäuser handelte. Alle Etagen sind in einer einzigen, durchgängigen Linie angeordnet, was besonders bei der Gliederung durch Fenster und Loggien auffällig ist; und an der Straßenseite wurden keinerlei Beischläge vorgesehen.

Nachdem eine dieser Visualisierungen des BULVAR in der Facebook-Gruppe *Zdjęcia Elbląga* [Fotos von Elbing] veröffentlicht worden war, erregte sie sogleich erhebliches Aufsehen; denn viele Bürger der Stadt sind mit den jüngeren architektonischen Konzepten schon seit einiger



1 Ansicht der Spieringstraße von Osten (Aufnahme um 1930) 2 Blick in die Spieringstraße von Westen. Diese älteste bislang bekannt gewordene Fotografien stammt vermutlich aus den 1860er Jahren. 3 Im klassizistischen Gebäude Spieringstraße 10 befand sich seit 1895 der Gewerbeverein. 4 Das Kamelhaus von 1651 – oft als schönstes Haus des alten Elbing bewundert (Zeichnung von M. Rendschmidt). 5 Das sogenannte Essighaus (Spieringstraße 23). Der Name stammt aus dem 19. Jahrhundert, denn hier gründete der Fabrikant Ludwig Poplawski 1845 eine Essigfabrik. 6 Die besonders eindrucksvolle Partie der Spieringstraße mit prächtigen Hausfassaden (am linken Bildrand das Kamelhaus)

Zeit unzufrieden und sahen diese Tendenzen zur Veräußerlichung des ursprünglichen Programms und zum Abgleiten ins nur noch Dekorative jetzt maßgeblich bestätigt. Deshalb haben die Mitglieder der Facebook-Gruppe, zu der auch der Autor dieses Beitrags gehört, die bereits genannte Petition formuliert und ins Netz gestellt. Dieser Aufruf wurde schon innerhalb kurzer Zeit von mehr als 630 Personen unterzeichnet; zudem wurde die Initiative ausdrücklich von Prof. Maria Lubocka-Hoffmann begrüßt und findet bei einigen Stadträten Unterstützung, die die neueren Entwicklungen beim Wiederaufbau der Altstadt ebenfalls schon kritisch beobachten.

Diese Petition stiftete im Rathaus und bei der Denkmalbehörde einige Verwirrung. Sławomir Mioduszewski, der auf lokaler Ebene die Interessen des Woiwodschaftskonservators vertritt, äußerte in einer Erklärung gegenüber dem Internetportal *info.elblag.pl* zunächst: „Weder Bauunternehmer und Architekten noch der Konservator sind durch die Vorgaben der Retroversion dazu verpflichtet, die historischen Bauten in der Altstadt originalgetreu zu rekonstruieren.“ Später eilte er aber, eigens zu beteuern, dass die Fassade des „Kamelhauses“ auf jeden Fall wiedererstehen soll. In diesem Zusammenhang sprach er dann auch von

anderen Fassaden, und zwar von Häusern in der Bednarska (Nr. 26 und 27) und der Studzienna (Nr. 3, 7 und 10). Dabei konnte er aber keine Angaben dazu machen, wie er zu dieser Auswahl gekommen sei und auf welcher rechtlichen Grundlage sie realisiert werden könnte. Im strikten Gegensatz dazu bestätigt sich in der Praxis immer wieder, dass die Mitarbeiter des städtischen Bauamtes in einzelnen Ausschreibungen einen unmittelbaren Rückgriff auf historische Stilrichtungen nach wie vor ausschließen.

Angesichts dieser widersprüchlichen – und zuweilen sogar ein wenig grotesk anmutenden – Lage dürfte es für die weitere Stadtentwicklung hilfreich sein, dass nun ein Forum für den gesellschaftlichen Dialog eröffnet ist, auf dem sich gleichermaßen Bauunternehmen, lokalpolitische Entscheidungsträger, Vertreter des Konservatorenamtes und nicht zuletzt Einwohner der Stadt beteiligen und sich miteinander über den einzuschlagenden Weg verständigen können.

st Bartosz Skop

Der Rechteinhaber der historischen Aufnahmen sowie der Zeichnung von M. Rendschmidt ist das Staatsarchiv Danzig (Archiwum Państwowe w Gdańsku). Die 3D-Visualisierung ist der offiziellen Marketing-Seite *bulvar-elblag.pl* entnommen. Dieser Internet-Prospekt enthält eine Reihe von weiteren aufschlussreichen Projekt-Informationen und Abbildungen.

Notizen aus ... der Dreistadt

EIN GROSSER POLE UND EUROPÄER Am 5. Juli wurde vor dem Rathaus von Zoppot ein Denkmal zu Ehren von Władysław Bartoszewski enthüllt. An den Feierlichkeiten nahmen der ehemalige polnische Präsident und EU-Ratsvorsitzende Donald Tusk sowie Aleksander Kwaśniewski teil, der von 1995 bis 2005 als dritter Staatspräsident der Dritten Polnischen Republik amtierte hatte. Der 1922 geborene und 2015 verstorbene Bartoszewski war eine bedeutende Persönlichkeit der jüngeren polnischen Geschichte, die sich um die Aussöhnung zwischen Polen und Deutschen große Verdienste erworben hat. Er hatte während der deutschen Besatzung zum Widerstand gehört und aktiv am Warschauer Aufstand teilgenommen. Nach dem Kriege wurde er von den Kommunisten verfolgt und zu hohen Gefängnisstrafen verurteilt. 1955 rehabilitiert, machte er sich bald als Historiker und Publizist einen Namen. 1980 engagierte er sich in der freien Gewerkschaft Solidarność, in der er rasch leitende Funktionen übernahm –



FOTO: MATEUSZ SŁODKOWSKI / TROJMIĄSTO.PL

Das von Jacek Kiciński geschaffene Bartoszewski-Denkmal in Zoppot

und geriet daraufhin wieder mit der Staatsmacht in Konflikt. Nach dem Umbruch 1989/1990 trat er bis ins hohe Alter als allseits geachteter Politiker hervor und wurde in Regierungsämtern berufen. – Der Stadt Zoppot fühlte sich Władysław Bartoszewski zeitlebens verbunden. Er hatte Danzig – worauf Stadtpräsident Jacek Karnowski in seiner Ansprache hinwies – schon vor dem Krieg, als Zwölfjähriger, besucht und sich von da an immer wieder in der Dreistadt aufgehalten; und Zoppot hatte ihm auch schon vor längerer Zeit seine Ehrenbürgerschaft verliehen.

Elbing

CORONA-LAGE Vom Beginn der Pandemie an waren in der Stadt insgesamt ca. 30 Erkrankungsfälle gemeldet worden. Nachdem sich am 23. Juli herausgestellt hatte, dass zwei aus Portugal stammende Gäste des am Alten Markt gelegenen Hotel Elbląg infiziert waren, wurde das Hotel vorläufig geschlossen. Etwa 40 Hotelgäste sowie einige Hotelmitarbeiter wurden unter Quarantäne gestellt. Nach Angaben der staatlichen Gesundheitsbehörden vom 27. Juli standen in Elbing 74 und im Elbinger Kreis 10 Personen unter häuslicher Quarantäne. Insgesamt wurden davon neun Personen positiv getestet; eine von ihnen musste sogar ins Krankenhaus eingewiesen werden. Nachdem schon im Juni die „Elbinger Tage“ ausgefallen waren, wurde nun auch das für September geplante „Fest des Brotes“ abgesagt. Kleinere Veranstaltungen dürfen stattfinden, man muss aber die Teilnehmerzahl beschränken und die Maskenpflicht strikt durchsetzen. Bis auf Weiteres wurden auch Führungen im Archäologisch-Historischen Museum unterbunden; desgleichen dürfen die bei

den Besuchern sehr beliebten Stationen, die zu einem Ausflug in eine virtuelle Wirklichkeit einladen, nicht genutzt werden. Auf der Frischen Nehrung, die schon wieder von Touristen überlaufen ist, mussten von der Polizei und dem Gesundheitsamt in Gaststätten und anderen Etablissements Stichprobenkontrollen durchgeführt werden, weil dort viele Gäste das Ansteckungsrisiko immer wieder bagatellisierten und die Hygiene-Vorschriften gänzlich missachtet haben.

SPUREN EINES MÄCHTIGEN BAUWERKS

Im Juni wurden im Innenhof des Archäologisch-Historischen Museums Untersuchungen durchgeführt, bei denen ein Bodenradar zum Einsatz kam. Mit diesem neueren Verfahren bemühte sich ein Forschungsteam, das der Archäologe Prof. Dr. Fabian Welc von der Kardinal-Stefan Wyszyński-Universität in Warschau leitete, die Topographie der Elbinger Ordensburg detailliert zu bestimmen; und es gelang ihm tatsächlich, das Fundament eines Wehrturms der Vorburg aufzuspüren. Das 1454 von den Bürgern der Stadt zerstörte und danach völlig abgetragene Schloss war bis 1309 ein Sitz der Landmeister



FOTO: KRYSZTOF MARJA KOZĄŃSKI / VIA WIKIMEDIA CC

Die HORYZONT II in Isbjørnhamna, Hornsund, Svalbard (Spitzbergen)

HORYZONT II Die Danziger Werft (Gdańska Stocznia) REMONTOWA hat neuerlich eine komplexe Aufgabe bewältigt, indem sie das von ihr gebaute Schul- und Forschungsschiff HORYZONT II der Seefahrt-Universität Gdingen wartete. Für den Klassenerhalt müssen alle fünf Jahre Inspektionen durchgeführt und Zertifizierungen vorgenommen werden. Während der diesmaligen Werftfliegezeit wurde die Antriebsanlage erneuert. Desgleichen waren zahlreiche elektronische Elemente zu ersetzen, und die gesamte Kommunikationseinrichtung und die Radaranlage mussten auf den technisch aktuellen Stand gebracht werden. Das weltweit operierende Schiff hat eine Länge von knapp 60 m und entwickelt eine Geschwindigkeit von 12 Knoten. Es hat eine Besatzung von 16 Mann und kann zusätzlich insgesamt 40 Wissenschaftler und Studenten mit an Bord nehmen. Peter Neumann



FOTO: ALEXANDER KLEINSCHRODT

Die imposante Deutschordensburg von Elbing im Modell des Westpreußischen Landesmuseums. Es zeigt den Zustand von 1450, also kurz vor dem Abfall der Stadt vom Deutschen Orden.

von Preußen. Aufgrund der archäologischen Erkenntnisse, die sowohl in der Vorkriegs- als auch der Nachkriegszeit erzielt und jetzt nochmals eindeutig bestätigt worden sind, lässt sich annehmen, dass der trutzige und prachtvolle Wehrbau allen späteren im Ordensstaat entstandenen Burgen, nicht zuletzt der Marienburg, zum Vorbild gedient hat. Joanna Szkolnicka

Marienburg

VANDALEN Vor den Burgmauern ist mit erheblichem finanziellem Aufwand ein Museumsbereich eingerichtet worden, der die restaurierte Stadtmauer, historische Informationstafeln und einige Exponate umfasst. Dieses Angebot für Touristen, sich vor dem Besuch des Schlosses mit der Geschichte der Burg und der Stadt vertraut zu machen, kann nur noch in höchst eingeschränktem Maße genutzt werden; denn an diesem Ort haben Hooligans gewütet: überall haben Flaschen herumgelegen, Tafeln sind zerstört, und die Belagerungsmaschinen erwecken den Eindruck, als wären sie tatsächlich in einer regelrechten Schlacht eingesetzt worden. Da sich keine Zeugen der Vorgänge finden ließen,

bemüht sich die Polizei jetzt, die Täter dank den Aufzeichnungen von Überwachungskameras zu ermitteln.

WOHLVERDIENTER RUHESTAND Nach 43-jähriger Tätigkeit im Schlossmuseum wurde dessen langjähriger Direktor Mariusz Mierzwiński verabschiedet. Er hatte als Assistent in der archäologischen Abteilung begonnen, durchlief dann alle Stufen der wissenschaftlichen und administrativen Hierarchie – Assistenzprofessor (Adjunkt), Kurator, leitender Kurator, stellvertretender Leiter, Leiter der Abteilung für Schlossgeschichte, Vizedirektor für wissenschaftliche und konservatorische Angelegenheiten – bis er ab 1987 die Position des Direktors bekleidete. Diese Aufgabe versah er mit großer Energie und erwies sich bald – auch über Polen hinaus –

als allgemein anerkannter museologischer Experte. Er wurde Mitbegründer und Vizepräsident der Internationalen Vereinigung der Baltischen Schlösser und Museen und zum Mitglied zahlreicher Organisationen und wissenschaftlicher Gesellschaften berufen – darunter das Polnische Nationalkomitee des Internationalen Rates für Denkmalschutz und der Internationale Museumsrat. Ende 2017, nach gut 30 Jahren, verließ er den Direktorenposten, hielt aber für die nachfolgenden beiden Jahre seine Tätigkeit noch als Spezialist für die Instandhaltung des Schlosses aufrecht.



Der frühere Museumsdirektor

Marek Dziedzic

Kujawien-Pommern

DREWENZ-BRÜCKE Auf ein ungeteilt positives Echo ist das Vorhaben gestoßen, bei Leibitsch (Lubicz) – gut zehn Kilometer östlich von Thorn – eine Brücke über die Drewenz zu errichten. Geplant ist eine einfache Stahlbeton-Konstruktion mit einer Länge von 96 m, zwei Fahrspuren und einem jeweils zwei Meter breiten Radweg und Bürgersteig an beiden Seiten. Als Bauzeit sind die Jahre von 2021 bis 2023 ins Auge gefasst worden. Die hier wiedergegebene Planskizze zeigt, dass die Brücke von der ul. Promowa in Neudorf (Nowa Wieś) aus über den



An dieser Stelle wird die neue Brücke erbaut.

Fluss bis zur ul. Antoniewo in Niederleibitsch führen wird. Dort soll, wie das Gemeindeamt in Leibitsch mitteilte, auch noch eine neue Straße in Richtung Thorn entstehen. Dieses ambitionierte Projekt wird zum einen den lokalen Autoverkehr ganz wesentlich entlasten, denn alle Anwohner der umliegenden Orte haben dann endlich eine lange ersehnte Möglichkeit, den wohl gerade in Leibitsch unvermeidlichen permanenten Stau auf der Landesstraße 10, der viel befahrenen Strecke von Stettin nach Warschau, zu umgehen. Zum anderen dient dieses Vorhaben der deutlichen Verbesserung der Infrastruktur. Daran knüpft sich zugleich die Hoffnung, dass sich Investoren für diese Gegend interessieren lassen und dann schließlich auch neue Arbeitsplätze entstehen könnten. Für die Maßnahme sind Kosten in Höhe von 20 Mio. Złoty – 14 Mio. für die Brücke und sechs Mio. für die Zufahrtsstraßen – kalkuliert worden.

EIN STRAND IN DER NEUSTADT Für sieben Tage, vom 20. bis zum 26. Juli, verwandelte sich der Neustädtische Markt in einen Sportplatz: Schon zum elften Male fand hier das Beach-Volleyball-Turnier „Plaża Gotyku“ [Strand der Gotik] statt. Diese Sportart hat in Polen eine hohe Bekanntheit und Beliebtheit gewonnen. In diesem Jahr kamen nicht nur polnische Stars, sondern auch Spieler aus Österreich und der Tschechischen Republik, die schon mehrmals an der Turnierserie der „FIVB World Tour“ teilgenommen haben. Die Nachfrage nach Eintrittskarten war sehr groß und konnte aufgrund der notwendigen Corona-Einschränkungen

nicht gänzlich befriedigt werden. Die Veranstalter waren aber froh, dass das Turnier – im Unterschied zu etlichen anderen Sportveranstaltungen in Polen – nicht vollständig abgesagt werden musste. – In eigenen Klassen nahmen auch Volleyballspielerinnen und -spieler der Nikolaus-Kopernikus-Universität sowie jugendliche und erwachsene Amateursportler teil; Kinder konnten zudem eine eigene „Volleyball-Schule“ besuchen. Als Sieger bei den Profis wurden zwei polnische Spielpaare ermittelt: Katarzyna Kociolek und Kinga Wojtasik bei den Frauen und bei den Männern Piotr Kantor und Maciej Rudol.

Piotr Olecki



Ein Ausflug nach OSTROMETZKO

Die Schlösser der Familie von Schönborn



FOTO: PIT1233 VIA WIKIMEDIA CC

Für viele Bromberger bildet das nahe gelegene Ostromecko (Ostromecko) ein beliebtes Ausflugsziel. Auch Touristen haben schon längst den Reiz dieses Ortes für sich entdeckt.

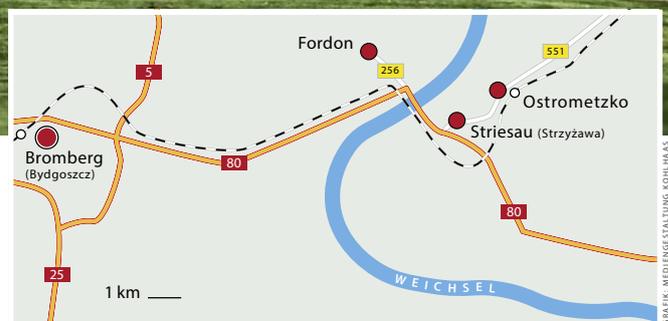
Ostromecko lässt sich nicht nur mit dem eigenen Wagen, sondern sogar mit dem Fahrrad bequem erreichen. Überdies halten hier auch der Stadtbus sowie die Eisenbahn, und zwar auf der früheren Strecke von Bromberg nach Strasburg, die jetzt mit der Linie 209 nur noch bis nach Culmsee befahren wird. Für den Anweg werden die Besucher in reichem Maße belohnt: Sie gelangen bald zu zwei hochherrschaftlichen Gebäuden, von denen jedes für sich eine eigene Anziehungskraft ausübt. Der sie umgebende gepflegte Englische Garten lädt zu ausgedehnten Spaziergängen ein; und da sich die ehemaligen Besitzer schon seit dem 19. Jahrhundert für den Erhalt der Natur eingesetzt haben, finden sich im Umkreis der Parks zwei Landschaftsschutzgebiete mit jeweils gut 25 ha (das *Rezerwat Wielki Kępa* sowie das *Rezerwat Las Mariański*), die aus dieser Tradition erwachsen sind und schon in den 1950er Jahren offiziell eingerichtet wurden.



FOTO: PIOTR OLECKI

Hinweis auf die Grablege der Familie von Schönborn-Alvensleben im Schlosspark

Die in Ostromecko ansässige Familie von Schönborn stammte aus Böhmen und war 1629 geadelt worden. Im Park lässt sich heute noch die von Mauern eingefasste, von Efeu überwachsene Grablege entdecken. Im 18. und 19. Jahrhundert bauten die adligen



GRATIK: WIEDENGESTALTUNG KOHLHAAS

Überblicksskizze der Lage und der Verkehrsanbindungen von Ostromecko innerhalb des Weichselbogens von Fordon

Herren, den Schönheitsidealen ihrer Zeit folgend, jeweils ein Schloss. Das Ältere entstand von 1758 bis 1766 im Stil des Rokoko, während das ausladende klassizistische Neue Schloss Mitte des 19. Jahrhunderts nach Plänen des Schinkel-Schülers Eduard Titz (1820–1890) errichtet wurde. 1891, inzwischen war Ostromecko zum Sitz der Familie von Alvensleben-Schönborn geworden, folgte noch ein Erweiterungsbau. Von der Terrasse aus kann der freie Blick in den Schlosspark genossen werden; das Innere des Gebäudes lässt sich kennenlernen, wenn man das Restaurant besucht oder gleich ganz im dort eingerichteten Vier-Sterne-Hotel *Zespół Pałacowo-Parkowy w Ostromecku* logiert, das eine Vielzahl von standesgemäßen Zimmern mit insgesamt 57 Betten anbietet. Dass in der Gastronomie des Hauses neben erlesenen Weinen und Spirituosen auch das landesweit bekannte und beliebte Ostrometzer Mineralwasser *Woda Ostromecka* kredenzt wird, ist hier, am Herkunftsort, natürlich selbstverständlich.

Das Alte Schloss ist schon im Jahre 1985 einer neuen Bestimmung zugeführt worden. In diesem Jahr wurde es von der Bromberger Philharmonie – der „Pommerschen Ignacy-Jan-Paderewski-Philharmonie“ (*Państwowa Filharmonia Pomorska imienia Ignacego Jana Paderewskiego*) – übernommen und zu einem Musik- und Kulturzentrum ausgebaut. Treibende Kraft dieses Projekts war Andrzej Szwalbe (1923–2002), der ohne Übertreibung als Vater des gesamten Bromberger Musiklebens seit der Nachkriegszeit bezeichnet werden darf. Nach dem Abschluss sei-



Das Alte Schloss, das in Anlehnung an den ebenfalls im 18. Jahrhundert errichteten Mostowski-Palast, das in Anlehnung an den ebenfalls im 18. Jahrhundert errichteten Mostowski-Palast von Warschau inzwischen auch Pałac Mostowskich genannt wird.

nes Jura-Studiums 1948 in Thorn entschied er sich, nicht als Anwalt zu arbeiten, sondern sich der Kulturförderung zuzuwenden; er wirkte von 1951 bis 1990 als Direktor der Philharmonie, betrieb erfolgreich den Bau des neuen Konzerthauses und gab den Impuls zur Gründung neuer Klangkörper, musikkultureller Institutionen sowie wichtiger Festivals. Szwalbe gelang es auch, in Ostrometzko seinen Traum von einem „Bromberger Wilanów“ zu ver-

wirklichen. (Der prachtvolle Wilanów-Palast wurde gegen Ende des 17. Jahrhunderts von Jan III. Sobieski am südlichen Ende des „Warschauer Königsweges“ im gleichnamigen Stadtteil der polnischen Hauptstadt errichtet.) Im Alten Schloss gab es nun die Möglichkeit, Konzerte, Vorträge sowie Symposien zu organisieren, und zudem fand dort neben Werken moderner polnischer Malerei auch die in der Philharmonie angelegte Sammlung von 50 historischen Klavieren und Flügeln einen angemessenen Ort.

In die Idee des „Bromberger Wilanów“ wurde ab 1996 auch das Neue Schloss mit einbezogen, so dass in beiden Schlössern und, nicht zu vergessen, im Park schon seit Jahren eine Vielzahl unterschiedlicher Veranstaltungen stattfinden – von Konzerten und Theaterstücken über Ausstellungen bis zu wissenschaftlichen Konferenzen und Workshops. Hinzukommen freilich auch noch Tanzabende, große Bälle oder private Feiern: Das touristisch empfehlenswerte Ausflugs- oder Urlaubsziel Ostrometzko bildet somit für die Bromberger zugleich einen wichtigen Gravitationspunkt ihres kulturellen und gesellschaftlichen Lebens.

st Piotr Olecki / DW

Ostrometzko

Foto - Album



Der Blick von der Terrasse des Neuen Schlosses



Einer der Gasträume des Restaurants, der »Ball-Saal«

Im Restaurant zu genießen: das landesweit berühmte Ostrometzer Mineralwasser



FOTO: PIOTR OLECKI



FOTO: PIOTR OLECKI

Blick in das Klaviermuseum
Der Treppenaufgang im Alten Schloss

Das Alte Schloss



FOTO: PIOTR OLECKI

Andrzej Szwalbe



FOTO: AGANSTONE VIA WIKIMEDIA CC

2007 errichtete Andrzej-Szwalbe-Freiplastik auf dem Vorhof der Bromberger Philharmonie (Entwurf des Bildhauers Michal Kubiak)

← Erinnerungen an Andrzej Szwalbe im Rahmen des Klaviermuseums

Die Verbindung der Familien von Schönborn und von Alvensleben

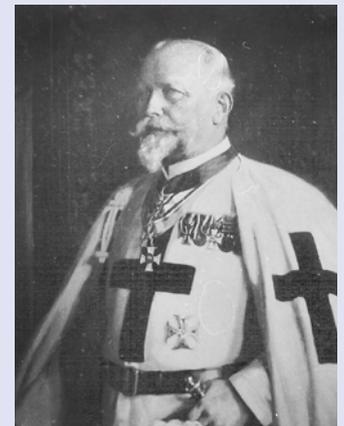
Im Blick auf die neuere Geschichte Westpreußens dürfte sich beim Namen von Alvensleben zunächst die Assoziation an Ludolf von Alvensleben einstellen, der im Herbst 1939 Leiter des „Volksdeutschen Selbstschutzes“ war und sich der gerichtlichen Verfolgung der von ihm begangenen Kriegsverbrechen durch die Flucht nach Argentinien entzog. Er gehört aber einer Linie dieser äußerst weit verzweigten Familie an, die schon über Generationen von derjenigen getrennt ist, aus der die Besitzer von Ostrometzko stammten.

Albrecht von Alvensleben (1848–1928) heiratete 1873 Martha Mathilde Marie von Schönborn (1854–1915), wodurch die beiden Familien miteinander verbunden wurden. In Wittenmoor geboren, hatte Albrecht zuvor die Ritterakademie in Brandenburg besucht, in Paderborn eine Ausbildung zum Förster abgeschlossen, als Einjährig-Freiwilliger am Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 teilgenommen und sich schließlich noch in Redekin mit der landwirtschaftlichen Praxis vertraut gemacht.

Obzwar Albrecht auch Güter in anderen Teilen des Reichs besaß, fasste er Ende der 1870er Jahre den Entschluss, sich vorrangig dem Ausbau der nun gemeinsamen Besitzungen in Westpreußen zu widmen: Sein Wappen wurde 1880 mit demjenigen seiner Ehefrau, der Erbtöchter zu Ostrometzko, vereinigt, und 1888 erhob Kaiser Friedrich III. ihn zum Grafen von Alvensleben-Schönborn, wobei der Titel mit dem Besitz von Ostrometzko verknüpft blieb.

Graf Albrecht erwies sich als erfolgreicher und tatkräftiger Unternehmer. Er erweiterte seinen westpreußischen land- und forstwirtschaftlichen Besitz durch den Erwerb der Güter Glauchau (Kreis Kulm), Tannhagen sowie Girkau (Kreis Thorn) und richtete seine Interessen nicht nur auf Erträge und Gewinne, sondern auch auf den Naturschutz: Das Reservat *Las Mariański* bewahrt im Polnischen noch den Namen

Albrecht Graf von Alvensleben-Schönborn (1848–1928). Ihm wurde im Jahre 1904 ein erblicher Sitz im preußischen Herrenhaus verliehen; überdies bekleidete er die Würde eines königlich preußischen Kammerherrn und eines Erbtuchsessens des Hochstifts Halberstadt, war Komtur des Deutschen Ordens, Balley Utrecht, und Ritter des Johanniterordens.



Allianzwappen der Familien von Alvensleben (l.) und der 1629 geadelten von Schönborn (r.) an der Rückfassade des Alten Schlosses in Ostrometzko



Porzellan-Zapfen eines Bügelverschlusses von einer Mineralwasser-Flasche der „Marienquelle“

„Marienpark“, den ihm sein Stifter Albrecht von Alvensleben-Schönborn einst gegeben hatte. Zudem gründete der Graf 1894 mit seinem Mineralwasserbrunnen einen prosperierenden industriellen Betrieb; und auch hier nutzte er die Gelegenheit, bei der Namensgebung seine Frau zu ehren, denn er nannte diese Quelle, aus der bis heute Mineralwasser gewonnen wird, „Marienquelle“. (Auch auf dem *Ostromecko*-Etikett findet sich übrigens mit der Ergänzung *Źródło Marii* noch die polnische Übersetzung dieses deutschen Namens.)

st Die DW-Redaktion

VON BÜNNBOOTEN, EISYACHTEN, HARPUNEN UND EINER KRÄFTIGENDEN AALSUPPE

Ein Besuch im Haff-Museum von Bodenwinkel

Wer das Land an der unteren Weichsel genauer erkundet, wird mit hoher Wahrscheinlichkeit auch in Danzig das Nationale Maritime Museum besuchen. Demgegenüber ist es wohl weniger geläufig, dass das Danziger Museum neben den drei in unmittelbarer Nähe liegenden Dependancen, dem „Zentrum für maritime Kultur“, der SOLDEK und dem Krantor, über fünf weitere Außenstellen verfügt. Sie liegen auf einem Bogen, der sich entlang der Danziger Bucht von Hela im Norden über Dirschau im Süden bis nach Bodenwinkel im Osten erstreckt. Dass unter diesen Orten auch Bodenwinkel (Kąty Rybackie) genannt wird, könnte vielleicht diejenigen überraschen, die Jahr für Jahr in großer Zahl auf der Woiwodschaftsstraße 501 dieses erste der am Frischen Haff gelegenen Dörfer passieren, um rasch nach Kahlberg zu gelangen; den anderen aber, die inzwischen auch den Reiz von Bodenwinkel kennengelernt haben und dort gerne Urlaub machen, wird gewiss vertraut sein, dass sich hier das 2002 gegründete „Haff-Museum“ (Muzeum Zalewu Wiślanego) befindet.

Diese in zwei schlichten Gebäuden untergebrachte Einrichtung mag nicht unbedingt ein Publikumsmagnet sein, denn es erschließt Themenfelder, die vor allem Besuchern mit sehr speziellen Interessenschwerpunkten zugänglich sind, und dabei verzichtet es auf den Einsatz neuerer Medien, die häufig die Attraktivität eines Hauses steigern sollen, von vielen Besuchern aber auch nicht unbedingt vermisst werden. In jedem Falle weiß man nach dem Gang durch die Ausstellung, für den – nach der Empfehlung des Museums – eine Dreiviertelstunde eingeplant werden sollte, so viel mehr über die Eigentümlichkeit des Lebens und der Arbeit am Frischen Haff, dass man diese Einsichten als Bereicherung empfindet und danach die im Hafen von Bodenwinkel liegenden Fischkutten oder die Fischer, die dort ihre Netze reparieren, gleich mit ganz anderen Augen sieht.

Das Frische Haff bildet einen Brackwasserbereich, dessen historische und naturkundliche Entwicklung die Entstehung von spezifischen Bootstypen und Fischereitechniken notwendig macht. Als nach 1945 die hier ansässige Bevölkerung durch polnische Neusiedler ersetzt wurde, stellte sich bald deren Unerfahrenheit mit diesen besonderen Bedingungen heraus, zumal viele von ihnen auch noch aus ganz anderen Berufen kamen. Deshalb zwangen die kommunistischen Behörden viele Deutsche, vor Ort zu bleiben und den Ankömmlingen ihre Kenntnisse und Fähigkeiten zu vermitteln. Dieser Männer wird auch heute noch in Dankbarkeit gedacht. Zu ihnen gehört auch Heinrich Schmid, der als Schiffbauer Polen nicht verlassen durfte. Als sein Sohn Bernhard 1972 schließlich als Spätaussiedler ausreisen konnte, schenkte er dem Danziger Museum seine Werkstatt, die auf diese Weise



FOTO: MUZEUM ZALEWU WIŚLANEGO

Blick in eine der beiden Ausstellungshallen

erhalten blieb und nun als wichtiger Teil des materiellen Kulturerbes im „Haff-Museum“ besichtigt werden kann.

Eines der für die Region typischen Boote ist eine hochbordige Barkasse, die bis in die 1970er Jahre hinein für den Fischfang eingesetzt wurde, und zwar paarweise mit einer jeweils achtköpfigen Mannschaft. Einen anderen Typus bilden Sacknetzboote, die vermutlich der Flussschifffahrt entstammen und vereinzelt in modifizierter Form noch bis heute in den Häfen des Frischen Haffs zu sehen sind. Sie wurden mit einer Bünn ausgestattet, einer Einrichtung zur Aufbewahrung von lebenden Fischen, die besonders abgeschottet und durch Löcher in der Außenhaut mit dem Seewasser in Verbindung steht. Deshalb hießen sie auch „Bünnboote“. Beide Typen weisen eine geringe Flottwassertiefe auf, weil das Frische Haff – zumindest im heute polnischen Teil – nur über eine durchschnittliche Tiefe von 2,3 Metern verfügt und die Konstruktion deshalb allermeist einen nur geringen Sicherheitsabstand zwischen Schiffsboden und Fahrwassergrund einkalkulieren musste.

Das Museum verfügt über eine umfangreichere Sammlung dieser und verwandter Bootstypen. Zudem kann ein in Großendorf restaurierter und durch eine Teil-Verglasung einsehbar gemachter Bootsmotor der Marke *Nohab* betrachtet werden, der zudem mit einer Schraube des 2009 verschrotteten Fischkutters WŁA-54 kombiniert worden ist. Aufmerksamkeit erheischt auch ein strandgängiger Wagen zur Beförderung eines Rettungsbootes aus dem 19. Jahrhundert sowie der Segelschlitten LUDOWY 8. Vor 1945 wurden solche Fahrzeuge in der Haff-Gegend beim winterlichen Eisfischen eingesetzt, denn auch in der kalten Jahreszeit gab es keinen Müßiggang. Das Exemplar des Museums wurde allerdings erst 1966 in Posen und nur noch zu Sportzwecken als Eis-



FOTO: JOANNA SZKOLNICKA

Dieses Haff-Boot war noch bis 2006 im Einsatz.



FOTO: MUZEUM ZALEWU WISLANIEGO

Die Eisjacht vom Typ Ludowy, auch „Weiland“ genannt



FOTO: JOANNA SZKOLNICKA

Die kleine Küchenabteilung hinter der Werkbank mit dem Aalsuppen-Rezept, Gefäßen und – an der Wand – zwei Schmandwaffeleisen



FOTO: JOANNA SZKOLNICKA

Modell einer Lomme, eines spezifischen, auf dem Frischen Haff und im Weichseldelta gebräuchlichen Bootstyps

yacht gebaut. Im Zusammenhang mit diesem Exponat wird auch an Otto Weiland erinnert, der 1887 in Konitz geboren wurde. Er rief als Segelsport-Enthusiast in Müskendorf (Charzykow) 1922 einen Verein ins Leben, der einen entscheidenden Impuls zur Entwicklung des polnischen Segelsports in der Zwischenkriegszeit gab. Otto Weiland hatte bereits 1920 für Polen optiert und war von den Nationalsozialisten während des Krieges inhaftiert und zur Zwangsarbeit herangezogen worden. So blieb er selbstverständlich nach dem Krieg in Konitz und gründete dort eine Segelfabrik; 1951 baute er dann einen Eisschlitten, den er *Ludowy* (d. h. „volkstümlich“) nannte. Ihm zu Ehren wird dieses Modell auch als *Weiland* bezeichnet. – Obwohl in Polen in erster Linie Masuren als Paradies der Eissegler gilt, kann dieser Sport bei günstigen Wetterbedingungen auch vorzüglich an der Haff-Küste betrieben werden. 1978 und 1984 fanden sogar Weltmeisterschaften in Kahlberg statt.

Für solch ein Museum ist es selbstverständlich, dass neben den Booten auch eine Vielzahl von Fanggeräten wie Netze, Kescher, Fischfallen und sogar Harpunen zusammengetragen worden sind, die von den Besuchern vielleicht eher mit der Welt von Captain Ahab und Moby Dick in Verbindung gebracht werden, die hier aber der Jagd auf große Störe dienen. Ergänzt werden diese Ex-

ponate durch Werkzeuge wie Netznadeln, durch eine „Lischke“, wie volkstümlich eine Tragetasche aus Bast oder gespaltenen Weidenruten genannt wurde, sowie Muster von Seemannsknoten oder bei der Herstellung von Seilen verarbeitete Naturfasern.

Neben Werkzeugen aus Bootsbauwerkstätten ist überdies eine kleine Küchenabteilung zu besichtigen, die Utensilien wie Gefäße und Flaschen oder zwei Waffeleisen mit maritimen Mustern bietet. Nicht zuletzt sollte man sich das Rezept für eine Aalsuppe merken, die zur Hauptnahrung der Fischer während der tagelangen Fangfahrten gehörte. Als kraftspendende Zutaten waren dabei Kartoffeln und Nudeln sowie Porree, Sellerie, Möhren, Petersilie und Dill vorgesehen. Nicht zuletzt kommen in dieser Ausstellung auch Freunde des Modellbaus auf ihre Kosten, denn sie finden im Museum einige der Bootstypen auch in miniature.

Trotz seiner eingeschränkten Thematik bietet das Haff-Museum in Bodenwinkel somit allen, die die Geschichte und frühere Lebenswelt der Region genauer kennenlernen wollen, eine Reihe spannender und aufschlussreicher Einblicke, und ein Besuch ist deshalb durchaus empfehlenswert – und dies nicht nur, wenn bei schlechtem Wetter eine Alternative zum verregneten Strandleben gesucht wird.

st Joanna Szkolnicka

einladung zu sonderausstellungen im unteren weichselland



QUELLE: WWW.FABRYKASZTUK.TCZEW.PL

Die Szene „Flößer an der Weichsel“ in der Dirschauer Ausstellung

→ www.fabrykasztuk.tczew.pl
→ Aktualności → wystawa

DIRSCHAU

Die „Fabrik der Künste“ präsentiert die Ausstellung *Ze Skultetem i Kopernikiem przez XVI w.* [Mit Scultetus und Copernicus durch das 16. Jahrhundert], die die Besucher in die Renaissance-Epoche versetzt und sie von Dirschau über Thorn bis in die Ewige Stadt wandern lässt: In Rom musste Alexander Scultetus, ein aus Dirschau stammender Humanist, Kartograph und Freund von Nicolaus Copernicus, mehrere Jahre im Gefängnis auf der Engelsburg verbringen. Dabei geben dreidimensional gestaltete Szenen mit lebensgroßen Figuren die Möglichkeit, sich der historischen „Wirklichkeit“ besonders nahe zu fühlen – und z. B. das Kampfgetümmel der Schlacht von Liebschau (Lubiszewo) im Jahre 1577 quasi unmittelbar mitzerleben. Die multidisziplinär konzipierte Ausstellung gewährt Einblicke in unterschiedliche

Wissens- und Lebensbereiche. Ein Modell des heliozentrischen Weltbildes mit beweglichen Planeten und einem Dreistab (einem Triquetrum) führt in die Geschichte der Astronomie seit dem Altertum ein; oder man erfährt, welche Lebensmittel und Gewürze auf den Tisch der früheren Einwohner von Dirschau kamen. Zahlreiche weitere Erläuterungstafeln und historische Kommentare, die auf große Bildschirme projiziert (und von dem bekannten Schauspieler Mirosław Baka gesprochen) werden, erschließen die Welt der Frühen Neuzeit und geben beispielsweise auch Auskunft darüber, welche Persönlichkeiten zum Freundeskreis von Copernicus und Scultetus gehörten oder wer sie diskreditierte und gegen sie Komplote schmiedete. Das Bild des städtischen Lebens im 16. Jahrhundert veranschaulichen schließlich auch historische und archäologische Artefakte wie Ofenkacheln, Wetterfahnen oder Siegburger Steinzeug.

DANZIG

Co daje muzeum? Co się nadaje do muzeum? [Was gibt uns das Museum? Was eignet sich für ein Museum?] – diese beiden Fragen bilden den Titel einer Sonderausstellung, die das „Danziger Museum“ (Muzeum Gdańska) aus Anlass seines 50. Gründungsjubiläums bis zum 25. Oktober in der *Sala Morska* [Maritimer Saal] des Rechtstädtischen Rathauses veranstaltet. Dabei werden 37 ausgewählte Stücke der Sammlung zu einem überraschenden Cocktail gemischt, dessen Zutaten kaum zueinander zu passen scheinen: Ein prächtiges Fabergé-Ei, eine Lenin-Büste oder eine Geburtsanzeige vom Anfang des 19. Jahrhunderts – ein innerer Zusammenhang zwischen dieser Montage heterogener Exponate lässt sich schwerlich erkennen. Hilfreich sind demgegenüber Kategorien wie

„alt“, „vergessen“ oder „beschädigt“, denn die Ausstellungsstücke werden keineswegs evaluiert oder in eine Rangfolge gebracht, weil sie vom Standpunkt der musealen Nützlichkeit alle in gleichem Maße einen Wert haben. Auf diese Weise bemühen sich die Ausstellungsmacher, den Betrachtern vor Augen zu führen, durch welche Auswahlkriterien ein nahezu beliebiger Gegenstand zu einem Exponat werden kann und was ein heutiges Museum ausmacht, das sich nicht mehr darauf berufen kann, dass seine gezeigten Objekte schon für sich wertvoll und von einer Aura des Authentischen umgeben seien. Zugleich wird den Besuchern beim Gang durch die Ausstellung – gleichsam nebenbei – die Entwicklung verdeutlicht, die das „Danziger Museum“ in den letzten 50 Jahren genommen hat, und nicht zuletzt gibt diese Ausstellung einen Eindruck von der Vielschichtigkeit der Stadtgeschichte.



FOTO: A. GRABOWSKA

Blick in die Ausstellung

→ muzeumgdansk.pl

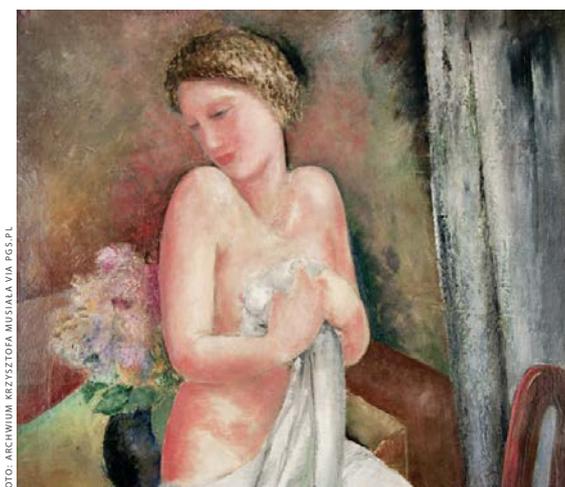


FOTO: ARCHIWUM KRZYSZTOFA MUSIAŁA VIA PGS.PL

ZOPPOT

Wer die bedeutenden Werke der polnischen Malerei des 19. und 20. Jahrhunderts bewundern möchte, findet sie jetzt bis zum 22. November in der „Staatlichen Kunstgalerie“ an einem Ort versammelt, und zwar in der Ausstellung *Kolory przemian. Malarstwo polskie z kolekcji Krzysztofa Musiała* [Farben der Veränderungen. Polnische Malerei aus der Sammlung von Krzysztof Musiał]. Der in Neustadt geborene Leihgeber, der zu den reichsten Bürgern Polens gehört, ist ein Kenner und

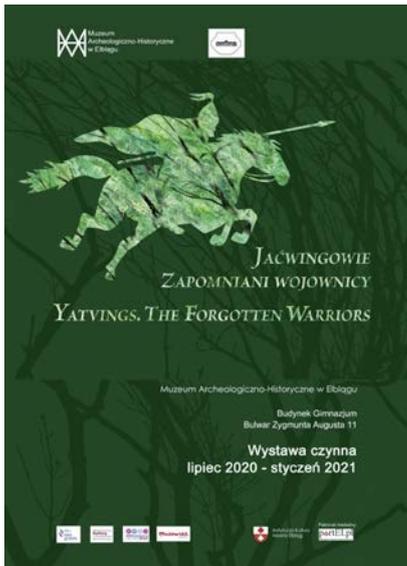
Sammler der polnischen – sowie der indonesischen und balinesischen – Kunst. Für diese Schau stellte er 170 Gemälde zur Verfügung, bei deren Auswahl er Schöpfungen von Olga Boznańska, Mela Muter oder Andrzej Wróblewski mehrfach bedacht hat und dadurch auch seine besondere persönliche Wertschätzung für einzelne Künstlerinnen und Künstler zu erkennen gibt.

→ pgs.pl

Tymon Niesiołowski, Akt (1931)

ELBING

Im Archäologisch-Historischen Museum wird bis Mitte Januar 2021 die vom Staatlichen Archäologischen Museum in Warschau konzipierte Ausstellung *Jaćwingowie. Zapomniani wojownicy* [Jatwinger. Die vergessenen Krieger] gezeigt. Sie gewährt Einblick in das Brauchtum dieses tapferen baltischen Volksstammes, der im Mittelalter auf dem Gebiet von Sudauen (das heute der litauischen Region Suwałkija entspricht) ansässig war. Präsentiert werden archäologische Funde, die die Kultur und Lebensweise veranschaulichen: Schwerter, bronzene Schmuckstücke sowie Bestandteile des Pferdegeschirrs – die entdeckt werden konnten, weil die Jatwinger, die ausgezeichnete Reiter waren, Pferdebestattungen vornahm. Einen zentralen Punkt der Ausstellung bildet eine sogenannte „Totenkrone“, eine massive, spiralförmige Halskette. Die meisten der zur Schau gestellten Artefakte wurden in Szurpiły entdeckt, wo sich vermutlich die Hauptwallburg des Stammesgebiets befand.



→ www.muzeum.elblag.pl

... im deutschen sprachraum



WARENDORF

1920 – *Eine Provinz verschwindet*: Unter diesem Titel veranstaltet das Westpreußische Landesmuseum noch bis zum 18. Oktober eine Ausstellung, die an die weitreichenden Vorgänge des Jahres 1920 erinnern will: Mit der Umsetzung der 1919 in Versailles getroffenen Entscheidungen ergaben sich in der Re-

gion der Provinz Westpreußen mannigfache ethnische, soziale und politische Veränderungen, die tief in die gesellschaftlichen Strukturen beider Nationen eingegriffen und die wechselseitigen Beziehungen zwischen Deutschen und Polen nachhaltig vergiftet haben. (WLM, Franziskanerkloster, Klosterstraße 21, 48231 Warendorf)

→ westpreussisches-landesmuseum.de

BERGISCH GLADBACH

Als diese originelle Ausstellung, die den vielleicht etwas ungewöhnlichen Titel *Von der Rolle – KloPapierGeschichten* trägt, am 1. März eröffnet wurde, konnte noch niemand ahnen, dass die Corona-Pandemie schon kurz danach unmissverständlich deutlich machen würde, um was für ein begehrtes Gut es sich beim Toilettenpapier handelt. 2017 verbrauchte jeder Deutsche 15 Kilogramm Toilettenpapier im Jahr. Es ist bei weitem das wichtigste Hygiene-papier-Produkt; Taschentücher, Servietten, Küchentücher, Papierhandtücher und weitere kleine Helfer für den Alltag kommen noch hinzu. Deshalb ist es plausibel, sich einmal mit der Ge-

schichte und weltweiten Kultur des „stillen Örtchens“ auseinandersetzen. Diese Möglichkeit bietet die Papiermühle Alte Dombach noch bis zum 7. Februar 2021 (LVR-Industriemuseum Papiermühle Alte Dombach, Alte Dombach, 51465 Bergisch Gladbach)

→ industriemuseum.lvr.de



MORITZBURG

Die aktuelle Sonderausstellung im Schloss widmet sich dem *Mythos August*, den die Nachwelt – worauf der Untertitel *Geschichte. Macht. Ihr.* aufmerksam macht – bis heute konstruiert und phantasievoll ausschmückt: Er erscheint als Landesvater und Polenkönig, als Baulöwe und Kunstmäzen, als Frauenversteher und Wüstling – und nicht zuletzt als Kraftprotz, der mit bloßen Händen ein Hufeisen verbogen haben soll. Dabei geht es gerade nicht um die historische „Wahrheit“, sondern um die verschiedenen, oft gegensätzlichen Bilder des Herrschers, dessen Geburtstag sich in diesem Jahr zum 350. Male gejährt hat. Die Ausstellung läuft noch bis zum 1. November. (Schloss Moritzburg, Schloßallee, 01468 Moritzburg)

→ schloss-moritzburg.de

Max Toeppens „Historisch-comparative Geographie von Preußen“

Dieses Werk aus dem Jahre 1858 ist als Neudruck wieder verfügbar

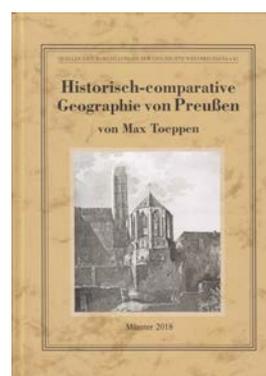
Max Toeppen gehört neben Johannes Voigt zweifellos zu den Landeshistorikern, die die preußische Geschichtsforschung des 19. Jahrhunderts entscheidend geprägt haben. Der in Königsberg geborene Toeppen studierte an der Albertus-Universität in Königsberg Klassische Philologie und Geschichte. Den größten Teil seines Lebens war er als Gymnasiallehrer tätig und beendete seine Lehreraufbahn als Direktor des Gymnasiums in Elbing, wo er nur wenige Monate nach seiner Pensionierung 1893 starb. Dem universitären Zentrum Preußens, Königsberg, war er nur kurzzeitig als Privatdozent verbunden. Umso beachtlicher erscheint sein wissenschaftliches Œuvre, das weit entfernt von den wissenschaftlichen und intellektuellen Zentren entstanden ist. Toeppen gehörte neben Theodor Hirsch und Ernst Strehlke zu den Herausgebern der monumentalen Reihe *Scriptores rerum Prussicarum*, einer Edition historiographischer Quellen zur Geschichte des Deutschordenslandes Preußen. Die Herausgeber orientierten sich in Methodik und Zielsetzung an den *Monumenta Germaniae Historica*, dem Flaggschiff der editorischen Tätigkeit im deutschsprachigen Raum. Ein zweites bedeutendes Werk Toeppens war die Edition der *Akten der Ständeversammlung Preußens* unter der Herrschaft des Deutschen Ordens, die 1874–1886 in fünf Bänden erschienen sind. Damit erschloss Toeppen ein sehr umfangreiches und bis dahin wenig bekanntes Quellenmaterial.

Weniger Beachtung findet in der Forschung das 1858 im auf geographische Literatur spezialisierten Verlag von Justus Perthes in Gotha herausgegebene Werk zur historischen Geographie des Preußenlandes. Im ersten Teil (S. 1–50) beschreibt Toeppen die geographischen Gegebenheiten der historischen Landschaft Preußen und der Nachbarregionen sowie ihre Struktur in der Zeit vor der Ankunft des Deutschen Ordens. Im zweiten Teil (S. 51–245) befasst sich der Autor mit Preußen zur Zeit der Deutschordensherrschaft (1230–1466 bzw. 1525). Der dritte Teil des Werkes (S. 246–398) thematisiert das Preußenland von der Frühen Neuzeit bis in die Gegenwart des Autors, wobei die Verwaltungsstrukturen Preußens im 19. Jahrhundert nur ein verhältnismäßig kleines Kapitel (Fünfter Abschnitt, S. 338–398) ausmachen. In den dritten Teil der Arbeit schließt Toeppen auch Preußen Königlichen Anteils beziehungsweise Pommerellen ein, das von 1466 an bis zu den polnischen Teilungen Ende des 18. Jahrhunderts ein Teil der polnischen Krone war. Insbesondere für den zweiten Teil hat Toeppen zahlreiche Urkunden herangezogen, die zu seiner Zeit zum Teil noch nicht ediert waren. Im ersten Teil seiner Arbeit zog er die Chronik des Preußenlandes von Peter von Dusburg häufig heran, eine der wichtigsten Quellen zur Geschichte des Preußenlandes vor und in den ersten Jahren der Ordensherrschaft, die er drei Jahre nach Erscheinen der historisch-comparativen Geographie von Preußen im ersten Band der *Scriptores rerum Prussicarum* edierte.

Seit 2018 verfügt die Forschung über einen unveränderten Neudruck der Ausgabe von 1858. Herausgegeben wurde er von Bernhart Jähning und erschien in der Reihe *Quellen und Darstellungen zur Geschichte Westpreußens*. Jähning hat das Werk mit einem neuen Vorwort versehen (S. V–XXIX), das Max Toeppen und sein Werk in einen breiten wissenschaftshistorischen Kontext setzt. Das Vorwort zum Neudruck schließt an das alte Vorwort zur Erstausgabe von 1858 an. Auf beide Vorworte folgt das unveränderte Inhaltsverzeichnis. Da es sich hier um ein Faksimile der alten Ausgabe handelt, wurde die alte Seitenzählung übernommen, was die Zitation des Werkes erleichtert. Hier wäre es freilich sinnvoller, das neue Vorwort dem Werk voranzustellen, um die Ausgabe von 1858 nicht unnötig teilen zu müssen. Der Herausgeber hat sich dagegen entschieden, die in der alten Ausgabe in einer separaten Atlasmappe größeren Formats gehefteten fünf Karten in der Neuausgabe abzudrucken. Stattdessen fügte er dem Vorwort zum Neudruck vier in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstandene Karten aus mehreren Publikationen hinzu, da sich die Originalkarten der Erstausgabe vom Format her in das Buch nicht sinnvoll integrieren ließen.

Das Werk ist in seiner Gesamtheit bislang durch keine neue Arbeit überholt, so dass ein Neudruck durchaus sinnvoll erscheint. Allerdings sind in den letzten Jahrzehnten gerade in der polnischen Forschung zahlreiche Arbeiten zu verschiedenen Aspekten der Verwaltungsgeschichte und der historischen Geographie des Deutschordenslandes und von Preußen Königlichen Anteils erschienen. Hier wäre es daher wünschenswert gewesen, die Neuausgabe beziehungsweise das Vorwort zum Neudruck durch ein Literaturverzeichnis zu ergänzen, das dem Leser die wichtigste Forschungsliteratur in Auswahl präsentiert. Bereits in der Erstausgabe von 1858 vermisst der Leser ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Verzeichnis der Siglen und Abkürzungen, was vor allem die Benutzung des Anmerkungsapparates erschwert. Zumindest ein aktuelles Literaturverzeichnis hätte somit nicht zuletzt auch den Mehrwert der Neuausgabe gegenüber dem im Internet frei verfügbaren Digitalisat der alten Ausgabe von Google Books weiter erhöht.

Es ist schön, dass ein solch wichtiges Werk zur historischen Geographie des Preußenlandes auch aktuell verfügbar bleibt. Alles in allem bleibt zu hoffen, dass der Neudruck neue Impulse für die Erforschung der historischen Landschaft Preußen liefert. [st](#) Remigius Stachowiak



Max Toeppen

Historisch-comparative Geographie von Preußen

Hrsg. von Bernhart Jähning

Neudruck der Ausgabe Gotha 1858, Münster 2018 (= Quellen und Darstellungen zur Geschichte Westpreußens. 43)

Koordinaten und Konstruktionen

Clara Maddalena Fryszacka erforscht das polnische Selbstbild und seine Zeitdimensionen

Dieses Buch hat es in sich: Clara Maddalena Fryszacka wurde damit vor drei Jahren an der Universität Siegen promoviert – und ihre Arbeit wurde mit gleich vier wissenschaftlichen Preisen ausgezeichnet. Die Historikerin, 1986 in Mailand geboren, forscht an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder). Worum es in Fryszackas *Zeit-Schriften der Moderne* geht, ist nicht ganz leicht zu durchschauen. Was sind „Zeitkonstruktionen“, was ist unter einer „temporalen Selbstverortung“ zu verstehen?

Clara Maddalena Fryszacka hat in ihrer materialreichen Arbeit untersucht, wie diejenigen Polnisch sprechenden Menschen sich selbst verstanden beziehungsweise „verorteten“, die in der Zeit um 1900 in den „Teilungsgebieten“ lebten, also in den ehemals polnischen Territorien, die nun – wie Westpreußen – Teil Preußens oder Österreich-Ungarns und Russlands waren. Wenn es um solche Fragen geht, dann schauen die Geistes- und Kulturwissenschaften schon seit einiger Zeit auf die sogenannten „mental maps“, also imaginäre Landkarten, die Einzelne und Gesellschaften brauchen, um sich zum Beispiel ein Bild davon zu machen, wo sie sich befinden und welche Landschaften, Städte und Verbindungslinien ihnen etwas bedeuten. Der Osteuropa-Historiker Karl Schlägel hat dazu geforscht und sogar ein breites Publikum erreicht.

Clara Maddalena Fryszacka ist Mitarbeiterin an Schlägels ehemaligem Lehrstuhl. Ihr Thema ist nun nicht mehr der Raum, sondern vor allem auch die Zeit. Nicht um „Verortung“ geht es also, sondern um „Verzeitung“: Wie wurde der Verlauf der polnischen Geschichte gesehen und gegliedert? Wie wurde das Verhältnis Polens zu Europa eingeschätzt? Galt Polen in der historischen Entwicklung als ein Nachzügler, oder wurde es gelegentlich auch als Spitze des Fortschrittes aufgefasst? Es sind solche Fragen, für die Fryszacka sich interessiert und mit denen sie an ihre Quellen – polnischsprachige Zeitschriften der Jahrhundertwendezeit für ein breites Publikum – herangeht.

In diesen Presseerzeugnissen bildet sich nicht etwa nur eine schon vorhandene öffentliche Meinung ab. Die Presse war der Ort, an dem mit „Zeitkonstruktionen“ experimentiert wurde, also verschiedene Deutungsmuster der polnischen Geschichte und Zukunft kursieren konnten. Für Fryszacka sind diese Publikationen deshalb ganz im Wortsinne „Zeit-Schriften“ – daher der Titel ihres Buches.

Soweit der Ansatz – doch zu welchen Erkenntnissen kommt die Studie damit? Die Befunde sind zahlreich, komplex und kaum übersichtlich zusammenzufassen. Daher seien hier nur einige von ihnen angedeutet. Ein erster Schwerpunkt in Fryszackas Untersuchungen sind die Versuche der Zeitschriften, Polens „historische Tiefe“ und „Altehrwürdigkeit“ zu betonen. Dafür werden von den verschiedenen Auto-

ren „Grundkoordinaten“ eingeführt, etwa die Taufe des Fürsten Mieszko I. um das Jahr 965 oder die Schlacht von Tannenberg 1410 mit dem Sieg des polnisch-litauischen Heeres über den Deutschen Orden. Zudem erscheint in allen möglichen Quellen das 16. Jahrhundert, die „Zeit der Sigismunde“, als eine Blütezeit, an der die polnischsprachige Öffentlichkeit sich orientieren konnte.

Von besonderer Bedeutung sind die „Zeit-Schriften“ mit Blick auf die deutsch-polnische Beziehungsgeschichte. Oft wurden diese Beziehungen dort als „ewige Konkurrenz“ geschildert. Von polnischen Hoch-Zeiten wie den eben genannten „Grundkoordinaten“ abgesehen, wurde durch die Geschichte hindurch meistens ein Entwicklungsrückstand gegenüber Germanen, Preußen und Deutschen gesehen. Mehr noch: Die deutsche Geschichte, so drückte ein Autor es aus, gleiche einem Marsch nach vorne im Gleichschritt, die polnische dagegen verlaufe chaotisch in alle Richtungen. Gerade Preußen jedoch, so wurde argumentiert, ginge die „historische Tiefe“ ab, wogegen die Slawen als die ursprünglichen Besiedler Osteuropas zu gelten hätten. Den angeblichen Freiheitsdrang der Slawen sah man wiederum als Teil einer langen Geschichte, als deren Zielpunkt ein zukünftiges Wiedererstehen Polens gedacht wurde. Fryszacka interpretiert dies als Versuch, die wahrgenommene eigene Rückständigkeit umzudeuten zu einer besonderen Veranlagung für die Demokratie, mit der Polen der Freiheit als solcher Vorschub habe leisten sollen.

In aufschlussreicher Weise stellt Fryszacka schließlich Beziehungen her zwischen den historischen Zeitverläufen und dem Zeitrahmen der Presseerzeugnisse – also der schlichten Tatsache, dass Zeitschriften einen Erscheinungsrhythmus haben. Durch die Gestaltung von Artikelserien, jahreszeitlich gebundene Themen und nicht zuletzt das Herausstellen von Jahrestagen sei es zu einer Überlappung beider Zeitebenen gekommen, die sicher starken Eindruck auf die Vorstellungen der Leserinnen und Leser gemacht habe.

Am Ende des Buches wird schließlich noch klar, dass es einen weiteren Grund gibt, diese höchst anspruchsvolle wissenschaftliche Arbeit auf diesen Seiten vorzustellen: Auch *Der Westpreuße* muss als eine „Zeit-Schrift“ gelten, auch dieses Magazin kommt in seinen Beiträgen nicht ohne eine „temporale Selbstverortung“ aus. Wenn man sich vorstellt, künftige Historikerinnen und Historiker könnten es einmal so genau lesen, wie Clara Maddalena Fryszacka es mit ihren Quellen getan hat, dann spornt das nachdrücklich dazu an, die eigenen Geschichtsbilder kritisch zu hinterfragen.

st Alexander Kleinschrodt



Clara Maddalena Fryszacka
Zeit-Schriften der Moderne.
Zeitkonstruktion und
temporale Selbstverortung
in der polnischen Presse
(1880–1914)

Berlin, Boston: De Gruyter, 2020

444 S., Hardcover, € 89,95
 ISBN 978-3-11-061224-0

DIE GESCHICHTE DER VOLKSABSTIMMUNG ist bis heute in einer fortwährenden Schleife erzählt worden, und zwar stets im gleichen Sinne: als Geschichte eines überwältigenden deutschen Triumphs. Unter dieser Voraussetzung war es für das Auditorium besonders überraschend, dass der emeri-

tierte Hamburger Professor für Osteuropäische Geschichte, Frank Golczewski, in einem Vortrag, den er auf unserer Frühjahrstagung des letzten Jahres gehalten hat, auf diese Zusammenhänge aus einem anderen, erweiterten Blickwinkel einging. Deshalb haben wir ihn gebeten, dieses

dort nur eher en passant berührte Thema für uns aufzugreifen, ins Zentrum eines eigenen DW-Beitrags zu rücken und dadurch für unsere Artikel-Reihe eine erheblich stärker differenzierte „Geschichte der Volksabstimmung“ zu verfassen.
Die DW-Redaktion

Vor 100 Jahren – Das Ende von Westpreußen (5)

Eine Gegenprobe zur Vierteilung?

DIE VOLKSABSTIMMUNG VOM 11. JULI 1920

Von Frank Golczewski

Die Niederlage der Mittelmächte im Ersten Weltkrieg ermöglichte den Siegermächten der Entente den Oktroy territorialer Veränderungen. Zwei der verbündeten Imperien (Österreich-Ungarn und das Osmanische Reich) wurden von der Landkarte gestrichen, aus abgetrennten Gebieten kreierte man neue Nationalstaaten oder schloss Teile an bestehende an. Deutschland kam dabei noch vergleichsweise glimpflich weg – es verlor etwa 13 % seines Territoriums. Zum Vergleich: Ungarn verlor ca. 72 %, Österreich ca. 60 % seines Gebiets. Nach dem dann revidierten Vertrag von Sèvres blieb der Türkei ein Drittel des Osmanischen Reiches.

Die Entente ließ sich bei der Neuordnung der europäischen Landkarte von unterschiedlichen Maximen leiten. Zum einen erinnerte sie sich noch schwach an die vom US-Präsidenten Woodrow Wilson am 8. Januar 1918 vor dem Kongress verkündeten 14 Punkte, in denen in unterschiedlichen Formulierungen „genau erkennbare Abgrenzungen der Volkszugehörigkeit“ (so der Passus zu Italien) umgesetzt werden sollten. Aber auch die „historische Zugehörigkeit“ (bei Elsass-Lothringen und Eupen-Malmedy), die Anerkennung „vollendeter Tatsachen“ (in Großpolen nach dem dortigen Aufstand), geopolitische Wünsche (Polens Zugang zur Ostsee) und pragmatische Ausstattungsziele (Teilung Oberschlesiens entgegen den lokalen Abstimmungsergebnissen) spielten eine Rolle.

Befragungen des Volkes

In einigen Landschaften mit national-kulturell gemischter Bevölkerung kam es zu Volksabstimmungen über die staatliche Zugehörigkeit. Dazu gehörte Schleswig, wo die Abstimmung in zwei Zonen am 10. Februar und am 14. März 1920 erfolgte und das Land nach den Ergebnissen zwischen Dänemark und Deutschland aufgeteilt wurde, sowie Kärnten, wo sich in der Zone A, in der die

Bewohner befragt wurden, deren Mehrheit sich am 10. Oktober 1920 für Österreich aussprach.

Der Hintergrund dieser Abstimmungen war einerseits die Akzeptanz des „Selbstbestimmungsrechts“ der Völker, zum anderen aber auch die Überzeugung, dass die nationale Zugehörig-

Wenn wir polnisch würden —

Dann fahre wohl deutsche Kultur,
deutsche Ordnung,
deutsche Sicherheit,
deutsche Rechtlichkeit.

Dann fahre wohl deutsche Sprache,
deutsche Schule,
deutsche Kirche,
deutsche Verwaltung,
deutsche Rechtsprechung.

Der Pole duldet nichts Deutsches neben sich.
Er haßt alles Deutsche.

Dann müßt ihr polnisch lernen.

Eure Kinder müssen Polen werden.

Arbeit und Stellung, Lohn und Brot finden nur die, die polnisch sprechen,
polnisch denken,
polnisch fühlen.

Der Pole duldet nichts Deutsches.

„Aber ihr braucht keine Kriegsteuer zahlen“, sagt euch der Pole.

Das ist gelogen.

Würde Westpreußen polnisch —
dann bringt es in die neue Ehe Schulden mit.
All seine alten Schulden.

Alle seine neuen Schulden.

Es kriegt seinen ganzen Rücken Kriegsschulden mit.

Es wurde mit verteidigt,

Kriegsschulden kleben wie Pech,

Es hat mit zu zahlen.

Sie kleben an Westpreußen.

Ihr kriegt aber noch viel mehr zu tragen!

Wodurch wurde Westpreußen wohlhabendes, glattes, feines deutsches Land?

Durch eigne Arbeit? wohl.

Doch auch durch große Gelder aus Deutschlands reichem Westen.

Die halfen Westpreußen auf die Beine.

Würdet ihr polnisch — dann fahrt wohl deutsche Gelder aus dem Westen!

dann heißt's auf eigenen Füßen stehen.

Ja, mehr als das:

Dann seid **ihr** der polnische Westen,

ihr die Reichen,

ihr die Hochentwickelten!

Dann müßt **ihr** zahlen

für das tiefstehende,

für das rückständige,

für das unkultivierte

Polen.

Antipolnisches Pamphlet,
Danzig, o. J. [1919/1920]

RECHTEINHABERIN: WPG (BESTAND DES WLM)

keit kein ganz einfaches Gebiet war. Wäre es nur darum gegangen, dann hätte man auch die Daten der letzten Volkszählungen nehmen und danach die Grenzen ziehen können. Die Politiker waren sich aber dort, wo sie tatsächlich die Meinung der Einwohner ermitteln wollten, darüber im Klaren, dass die Entscheidung zwischen zwei Staaten auch noch von anderen Erwägungen als der simplen kulturellen Zugehörigkeit bestimmt wurde.

Die beiden in der – späterhin um westpreußische Randgebiete erweiterten – Provinz Ostpreußen abgehaltenen Abstimmungen waren dafür ein gutes Beispiel. Im Regierungsbezirk Allenstein gaben 1910 im Zensus von den etwa 543.000 Einwohnern nur 50,58 % Deutsch als Muttersprache an. Masurisch kreuzten 32,2 %, Polnisch 13,46 % an, und 3,59 % identifizierten sich als zweisprachig. Interessant ist hier Masurisch – dabei handelte es sich um einen im Wesentlichen mit dem Polnischen verwandten Dialekt mit Anteilen aus anderen Sprachen und lokalen Wörtern. 1910 hatten die preußischen Behörden ein Interesse daran, Masurisch getrennt auszuweisen, um so die Anzahl der Polnischsprachigen zu reduzieren. Dann kam auch noch hinzu, dass die Mehrheit der Masuren evangelisch war und sich so von den zumeist katholischen Polen im polnischen Kernland unterschied. National motivierte Polen sahen hingegen die Masuren als Teil der polnischen Nation an.

Komplizierter war es in Westpreußen. Hier hatten sich in der Volkszählung von 1910 in der Gesamtprovinz 65 % der Einwohner als Deutsche, 28 % als Polen und 6 % als Kaschuben ausgewiesen, wobei die Kaschuben von den Polen vereinnahmt wurden, sich aber durchaus auch als eigenes westslawisches Volk wahrnahmen. Die Provinz wurde nach dem Krieg dreigeteilt. Der westlichste Zipfel blieb ohne Abstimmung beim Deutschen Reich in dem neuen Regierungsbezirk Grenzmark Posen-Westpreußen, aus dem mittleren, größten Teil, wo auch die Kaschuben lebten, bildete man – ebenfalls ohne Abstimmung – den „Polnischen Korridor“, der Polen den Zugang zum Meer verschaffte, und die Freie Stadt Danzig. Nur im östlichsten Teil wurde eine Volksabstimmung angesetzt.

Wie in der Mitte gab es auch hier ausweislich der Zensusdaten eine ansehnliche Minderheit, die sich als polnisch definiert hatte. Die Polen konnten daher zunächst einen Ausgang der Volksabstimmung erwarten, der ihre territoriale Expansion gerechtfertigt hätte. Angesichts dessen, dass die nationalistischen Kreise Polens einen Anspruch auf ganz Ostpreußen erhoben und die Schaffung der Freien Stadt Danzig ihnen nur Sonderrechte im Hafen und einige Zollprivilegien bescherte, war die Anordnung eines Plebiszits überhaupt schon eine Enttäuschung. Die Deutschen wiederum hielten die Volksbefragung vor allem deswegen für unzumutbar, weil sie im „Korridor“ und in Großpolen, also der Provinz Posen, nicht auch stattfand. In Westpreußen war natürlich die Abtretung des „Korridors“ der Stein des Anstoßes – auch nach 1945 wurde noch darüber geklagt, dass der polnische Zugang zum Meer nicht ohne Gebietsabtretungen nur durch eine Internationalisierung der Weichsel und durch Freihafenrechte zwischen Memel und Hamburg – ermöglicht worden war.¹

1 Landsmannschaft Westpreußen (Hg.), *Westpreußen – Das Land bleibt deutsch*, Düsseldorf 1960, S. 8.



Polnisches Plakat zur Abstimmung in Ostpreußen:
„Mama, Papa, sorgt um unser Vaterland, stimmt für Polen ab“

Motive der polnischen Abstimmungsteilnehmer

Die Bestimmung der Abstimmungsberechtigten erfolgte in einer Weise, die von der polnischen Seite heftig kritisiert wurde. Stimmberechtigt waren nämlich alle Männer und Frauen, die am 10. Januar 1920 (dem Tag der Rechtskrafterlangung des Versailler Vertrags) das 20. Lebensjahr vollendet hatten und im Abstimmungsgebiet wohnten oder dort geboren waren. Letztere Gruppe umfasste also Menschen, die längst nicht mehr hier lebten, weil sie auf der Grundlage des Gesetzes des Norddeutschen Bundes vom 1. November 1867 über die Freizügigkeit² vorwiegend in die industrialisierten Gebiete Preußens (wie das Ruhrgebiet) oder in die Hauptstadt Berlin abgewandert waren. Was auf den ersten Blick neutral aussieht, war es nicht. Zwar wanderten auch Deutsche ins Ruhrgebiet, aber eben vor allem die ärmeren Masuren und Polen aus den preußischen Ostprovinzen.

Die „Ruhrpolen“ erfuhren erhöhte polizeiliche Aufmerksamkeit und Diskriminierung. Sie lebten nun in einer deutschen Umwelt, und die meisten assimilierten sich rasch an sie – man erkennt dies bis heute an polnisch klingenden Namen der deutschen Einwohner. Wenn sie nun zur Volksabstimmung in ihre ehemalige Heimat fuhren, dann hatten sie zum einen kein Interesse daran, dass ihre dortigen Verwandten fortan in einem anderen Land leben sollten. Zudem fühlten sie sich meistens auch in

2 Bundesgesetzblatt 1867, S. 55.



QUELLE: WIKIMEDIA CC



Postwertzeichen zur Verwendung im Abstimmungsgebiet. – Auf der Truhe (Wahlurne?) steht als Aufschrift „Populi Voluntas“ (Wille des Volkes). Spötter erklärten die Truhe zu einem Sarg, in dem der Volkswille begraben würde. Bei Philatelisten hat die Serie daraufhin auch die Bezeichnung „Sarg-Ausgabe“ erhalten.

Ankunft von Abstimmungsteilnehmern am Bahnhof von Marienwerder



Abzeichen für die Abstimmungsteilnehmer

Westpreußen! Nicht vergessen!



Merkzettel

zur Reise ins Abstimmungsgebiet.

Zur Reise ins Abstimmungsgebiet bringe jeder folgende Dinge mit:

1. Ein Eßbesteck (Löffel, Messer, Gabel, einen kleinen Teller, eine Blechtasse)
2. Handtuch
3. Kopfkissen
4. Seife
5. Wenn möglich eine Schlafdecke
6. Das Wichtigste: Gute Laune.

Auf den Bahnhöfen im Abstimmungsgebiet sind die angelegten Plakate zu beachten. Wer Auskunft haben will, lese erst die Plakate und dann, wenn er die erwünschte Auskunft noch nicht gefunden hat, wende sich an die durch schwarze Armbinden kenntliche Ordner oder an die Auskunftsstelle.

Auf der Zielstation angekommen, melde man sich sofort an der Auskunftsstelle. Bei Ankunft im Heimatort fordere man sofort eine Quartierkarte und Nahrungsmittelfarten, erkundige sich nach der Lage des Wahllokals und der Auskunftsstelle für Stimmberechtigte aus dem Reiche, gleichfalls nach dem Versammlungsort für Stimmberechtigte.

Unter keinen Umständen ist der Ausweis über die Eintragung in die Stimmliste zu vergessen, weil er die wichtige Legitimation ist, welche der Stimmberechtigte für freie Verpflegung usw. besitzt.

Und nun auf zur Reise! Die Heimat erwartet Euch!

Zur Juni 1920.

Mit deutschem Gruß!

Deutscher Ausschuß für Westpreußen
Abteilung für Volksabstimmung und Abwandererfragen.
Elbing.

K. Wernicke Druck-Verlag, Elbing.

RECHTEINHABERIN: WFG (BESTAND DES WLM)

der ersten Generation schon deutsch. Für die katholischen Ermländer gab es im Ruhrgebiet keine konfessionellen Barrieren, die protestantischen Masuren identifizierten sich umso schneller mit dem evangelischen Preußen. Die organisierten Transporte von ehemaligen Bewohnern der Abstimmungsgebiete brachten also ungeachtet ihrer Herkunft vorwiegend Menschen, die für die deutsche Seite abstimmten.

Margot Erika von Holtum, die Schwester des Leiters der deutschen Organisation im Abstimmungsgebiet, hat geschildert, wie man deutscherseits vorgehen wollte: „Es mußten also Polen dazu gebracht werden, für Deutschland zu stimmen, wenn man die Abstimmung sicher gewinnen wollte.“ Zielobjekt waren nun katholische Polen, die im Zentrum organisiert waren und daher wussten, dass es in Deutschland (entgegen den Behauptungen der polnischen Agitatoren) auch Katholiken nicht schlecht ging. Das zweite Ziel waren polnische Sozialdemokraten, die dem polnischen Nationalismus fernstanden und zumeist Landarbeiter³ waren. Nicht erwähnt wird, dass die Landarbeiter ebenfalls an dem Verbleiben ihrer Arbeitgeber, der zumeist deutschen Bauern und Gutsbesitzer, interessiert gewesen sein dürften.

Aber auch sonst war den Polen bewusst, dass im ehemals russischen Gebiet, das mit Polen identifiziert wurde, die Landwirt-

³ Margot Erika von Holtum, *Beiträge zur Geschichte der Abstimmung in Westpreußen am 11. Juli 1920*. Görlitz 1940, S. 66.

Merkzettel zur Reise ins Abstimmungsgebiet, hrsg. vom Deutschen Ausschuß für Westpreußen, Elbing 1920



FOTO: BUNDESBARCHIV 183 532645

Abstimmungsberechtigte in Marienburg

schaft, aber auch andere wirtschaftliche Bereiche geringer entwickelt waren als in Deutschland – und das, obwohl die hier behandelten Gebiete auch ihrerseits nicht zu den höchstentwickelten in Deutschland gehörten. Die polnische Propaganda betonte den Nationalkampf, aber auch die Modernisierung. Damit schoss sie aber quasi ein Eigentor; denn auch die polnische Forschung schreibt heute: „Unter Wiluś [so die polnische Koseform für Kaiser Wilhelm] genoss jeder deutsche Bürger, auch als Pole, die gute, durch die staatlichen Behörden ausgearbeitete Konjunktur und die von ihr stimulierten wirtschaftlichen Mechanismen. Dazu kamen eine gute Organisation, die Transparenz der Vorschriften, ein fähiger und gut ausgebildeter Beamtenapparat, Achtung des Rechts, Achtung der Fachkompetenz, gute Kreditmöglichkeiten.“⁴ Auch wenn 1920 die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen problematischer waren, gestaltete das Image der beiden Nationen die Entscheidung in der Abstimmungskabine mit.

Die äußere Bedrohung

In der Literatur ist bisher die Terminierung der Volksabstimmung nicht berücksichtigt worden. Im Sommer 1920 war der zweite polnisch-sowjetische Krieg in vollem Gange. Nachdem polnische und nationalukrainische Truppen zeitweise Kiew erobert hatten, war die Rote Armee in die Offensive gegangen und zielte darauf ab, die industrialisierten Gebiete Deutschlands zu erreichen, um dort die noch angestrebte „Weltrevolution“ auszulösen. Vom 12. Juni an, an welchem Kiew wieder sowjetisch wurde, rückte die Rote Armee gegen die sich zurückziehenden Polen kontinuierlich vor. Der Kavallerie-gestützte Vormarsch im Norden erfolgte mit großer Geschwindigkeit und drohte, Polen kommunistisch werden zu lassen. Auch wenn wir darüber keine validen Daten haben, kann vorausgesetzt werden, dass der polnischen Bevölkerung der Abstimmungsgebiete weder eine rus-

sische noch gar eine kommunistische Herrschaft gegenüber der bisherigen deutschen attraktiv erschien.

Bereits vor dem Ersten Weltkrieg war die Nähe der Russen als gefährlich empfunden worden und hatte zu den deutschen Plänen geführt, einen breiten sog. Grenzstreifen des damaligen Russisch-Polen zu annektieren, um das Gebiet zu sichern.⁵ Den polnischsprachigen Bewohnern war eine russische Variante keineswegs lieber, sie waren jedenfalls materiell in Deutschland besser gestellt und bescherten den polnischen Agitatoren daher keinen Erfolg.

Am 11. Juli, dem Abstimmungstag, waren die sowjetischen Truppen im Vormarsch und man erwartete die Besetzung Polens, da die polnische Armee keinen zureichenden Widerstand organisieren konnte. Zwar hatten die sowjetischen Truppen noch nicht das Gebiet südlich von Ostpreußen erreicht, das geschah kurze Zeit später, aber die dann doch erfolgte polnische Unter-

⁵ Vgl. Imanuel Geiss, *Der polnische Grenzstreifen 1914–1918*, Lübeck 1960; Paweł Kosiński, *Prusy Zachodnie 1914 – Pomorze 1920*, Warszawa 2002, S. 101f.



Frontverlauf des Polnisch-Sowjetischen Krieges im August 1920. Die polnisch-sowjetische Nachkriegsgrenze ist in Schwarz eingezeichnet.

⁴ Szczepan Wierzbowski, *Orzeł czarny i orzeł biały. Problemy modernizacji społeczeństwa polskiego prowincji Prusy Zachodnia w XIX i na początku XX stulecia*, Olsztyn 2011, S. 213.

brechung der Offensive wurde als eher unerwartetes „Wunder an der Weichsel“ wahrgenommen.

Dementsprechend war das Ergebnis der Volksabstimmung für die Polen enttäuschend. Im Abstimmungsgebiet Marienwerder stimmten 92,28 % für Deutschland und 7,57 % für Polen; im Abstimmungsgebiet Allenstein gar 97,8 % für Deutschland und nur 2,1 % für Polen. Vergleicht man diese Werte mit den Volkszählungsergebnissen, dann bleibt nur die Interpretation, dass auch ein großer Teil der Nicht-Deutschsprachigen für Deutschland abgestimmt hatte.

Einschätzung der Ergebnisse

Was für einen Schluss kann man daraus ziehen? Man könnte nun von einem „klare(n), überwältigende(n) Bekenntnis zum Deutschtum“ sprechen, wie es lange zum Diskurs der Landsmannschaft gehörte.⁶ Dies wäre jedoch eine Fehlinterpretation: Es handelte sich nämlich nicht um ein „Bekenntnis zum Deutschtum“, sondern um den Vorzug Deutschlands gegenüber der Alternative Polen. Die Abstimmung galt der staatlichen Zugehörigkeit, nicht der nationalen kulturellen Identität. Die Kriterien für die staatliche Zugehörigkeit favorisierten dabei eindeutig Deutschland: Polen, das in Deutschland als „Saisonstaat“ diffamiert wurde, stand in seit zwei Jahren andauernden kriegerischen Auseinandersetzungen mit fast allen seinen Nachbarn und schien nun auch noch durch die Sowjets in seiner schieren Existenz bedroht. Aber selbst ohne diese Gefahr drohte jünger

en Männern die Einberufung. Der deutsche Außenminister Walter Simons berichtete im Reichstag am 2. Juli 1920, dass in dem bereits abgetretenen Westpreußen und in Soldau/Działdowo eine von polnischen Stellen „befohlene Einziehung von Wehrpflichtigen ohne Rücksicht auf die Nationalität“ erfolge und dies, „wo sich die polnische Regierung militärisch in außerordentlich bedrängter Lage befindet“.⁷ Wer riss sich in Westpreußen 1920 danach, für Polen in den Krieg zu ziehen? Dazu kamen wirtschaftliche Erwägungen, die Verbindung mit den Verwandten im west- und mitteldeutschen Gebiet, Berichte über Korruption und Desorganisation in Polen, denen gegenüber die preußische Ordnung vorgezogen wurde.

⁶ Westpreußen – Das Land bleibt deutsch, S. 1

⁷ Reichstagsprotokolle, 1920/24, 1, 6. Sitzung, 2. 7. 1920, S. 129f.

RECHTEINHABERIN: WPG (BESTAND DES WLM)



Sichtbares Zeichen des deutschen Triumphs: Modell des Abstimmungsdenkmals in Marienburg von Victor Heinrich Seifert (Berlin, 1920). Von 1922 bis 1945 erinnerte diese auf einer Säule stehende Figur eines Ordensritters vor der Marienburg an die Volksabstimmung vom 11. Juli 1920. Auf dem Sockel befand sich der Wahlspruch: „Dies Land bleibt deutsch!“ Die Konzeption des Denkmals rekurrierte auf die im 19. Jahrhundert entstandene Vorstellung, dass der mittelalterliche Ordensstaat als unmittelbarer Vorläufer Westpreußens in Anspruch genommen werden könnte.

Wie Frau von Holtum es formulierte: Man hatte Erfolg damit, die Polen dazu zu bringen, für Deutschland zu stimmen. Nicht aus nationalen, sondern aus verständlichen materiellen, persönlichen, eben unpolitischen Gründen.

Kehren wir zum Allgemeinbild der Abstimmungen zurück. Immerhin wurden sie ja abgehalten, weil man den Bewohnern die Freiheit ließ, ihre Kriterien selber zu bestimmen. Wo die materiellen Bedingungen auf beiden Seiten mehr oder weniger gleich waren, wie in Schleswig zwischen Dänemark und Deutschland, da geschah die Aufteilung in etwa nach den kulturellen Grenzen. Wo aber eine der Optionen materiell weniger attraktiv war, da ließen sich die Abstimmenden mehr von diesen materiellen Präferenzen als von nationalen Parolen leiten: Das war zum Beispiel auch in Kärnten der Fall, wo sich in der Volksabstimmung vom 10. Oktober 1920 in der „Zone A“, in der nach dem Zensus 70 % der Einwohner slovenischsprachig waren, 59 % für den Verbleib bei Österreich entschieden haben. Österreich schien den Abstimmenden attraktiver als der „Staat der Serben, Kroaten und Slovenen“ (Država SHS), das spätere Jugoslawien. Ebenso votierten in Ost- und Westpreußen die meisten für einen Staat, den sie kannten, und zogen ihn einem vor, dessen innere Struktur problematisch war und der in kriegerische Auseinandersetzungen mit ungewissem Ausgang verwickelt war, an denen sie sich hätten beteiligen müssen.

IN DEN BLICK GENOMMEN

Hannes Köhler

Ein mögliches Leben

Berlin: Ullstein, 2019

Wie viele Möglichkeiten gibt es im Leben, wie viele Neuanfänge – und wie viele Unmöglichkeiten? Mehr als zu jeder anderen Zeit stellt sich diese Frage 1945 den Deutschen, die zwölf Jahre „Tausendjähriges Reich“ und einen grauenvollen Krieg hinter sich haben. Für jeden und jede von ihnen ist es ein Neuanfang, in einem Wust von Ängsten, Notwendigkeiten und Möglichkeiten gefangen. Und jede Entscheidung wirkt fort, nicht nur in der Bewältigung des unmittelbaren Chaos, sondern weit in die Zukunft, in künftige Generationen hinein.

Von solchen Verflechtungen, von Erinnerungen und Entscheidungen, von einer Reise in die Vergangenheit, die die Gegenwart neu beleuchtet, erzählt Hannes Köhler in seinem Roman *Ein mögliches Leben*. Zwei Zeitebenen sind dabei ineinander verschränkt: Die Gegenwart mit der Reise des fast 90-jährigen Franz Schneider an die Orte, in die er als junger Kriegsgefangener gebracht worden war, und eben dieser Aufenthalt des jungen Soldaten Franz, der nach der Gefangennahme 1944 in der Bretagne in ein texanisches Camp kam. Der Roman schildert nicht nur eine Erinnerungsreise, die anders ist als die, die oft nach Osten unternommen worden sind, sondern gewährt Einblicke in einen bislang wenig erforschten Ausschnitt der Geschichte des 20. Jahrhunderts: die Situation in amerikanischen Kriegsgefangenenlagern im letzten Jahr des Zweiten Weltkrieges. Da die USA-Reise von Franz, der von seinem Enkel Martin begleitet wird, im Imperfekt, die Ereignisse der Jahre 1944 und 1945 jedoch im Präsens erzählt werden, wirken diese für den Leser besonders intensiv und lebendig. Ausführlich und sorgfältig recherchiert durch den Historiker Köhler, der sich von der Geschichte eines Großonkels zu seinem Roman inspirieren ließ und auch die Originalschauplätze in den USA besuchte, besticht das Buch durch eine klare, präzise Sprache, durch hohe Anschaulichkeit und Authentizität.

Für Franz Schneider ist der Krieg vorbei

Noch immer wird im sechsten Kriegsjahr in Europa unerbittlich gekämpft, doch für die deutschen Soldaten, die in der Bretagne von den Amerikanern gefangen genommen werden, bedeutet der Sommer 1944 einen tiefen Einschnitt, denn für sie ist der Krieg vorbei. In einem Camp in Texas finden sie sich wieder. Da sind einmal die äußeren Be-

dingungen, nicht nur die sengende Hitze in der texanischen Wüste, vor allem das saubere und gut organisierte Lager mit seinen großzügigen Mahlzeiten, das den abgekämpften, erschöpften Kriegsgefangenen aus Deutschland geradezu paradiesisch erscheint, kontrastiv vor allem für diejenigen, die in Russland an der Front gewesen sind. Aber die Männer sind keine Krieger mehr, keine Helden, gleichwohl nationalsozialistischem Gedankengut verhaftet, auch in dem Feind-Denken den Amerikanern gegenüber, daneben finden sich kritisch-verhaltene Einschätzungen und Unsicherheit, wem unter den Gefangenen zu vertrauen ist.

Der junge Bergmann Franz Schneider gehört zu denjenigen, die nachdenken und beginnen zu zweifeln: „Er hat das Gefühl, als habe ihn bis hierher eine Strömung mitgerissen, in der er sich hat treiben lassen, ohne unterzugehen. Aber diese Strömung, die ihn in den Krieg, in die Gefangenschaft und bis in das Lager gespült hat, wird immer schwächer, er wird langsamer und das Wasser tiefer. Dass er nicht schwimmen kann, denkt er, und dass er es lernen sollte. Und viel wichtiger, denkt er, von wem man es lernen will, das Schwimmen.“ Im Camp mit seinem eingeschränkten Postverkehr sind die Amerikaner die einzige Informationsquelle, doch sind es nicht nur die überzeugten Nationalsozialisten, die Täuschung und Indoktrination befürchten. Die Frage, wieweit Deutsche mit den Amerikanern kooperieren dürfen – z. B. ihre Zeitungen kaufen, ihren Befehlen gehorchen (oder sie versuchen zu umgehen) –, ist nur eine von vielen, bei denen Streit unter den Gefangenen aufkommt, sich gegensätzliche Fronten entwickeln zwischen denen, die vom Glauben an Kameradschaft und an den Führer durchdrungen sind, und denen, die realistisch auf Nazi Herrschaft und Kriegsverlauf zu blicken suchen. Dazu kommen die „Roten“, die Kommunisten, mit ihrer ganz eigenen Weltsicht. Die Amerikaner wollen Ruhe und Ordnung im Lager, fragen nicht nach politischer Haltung, doch sie sind nicht vorbereitet auf ideologische Auseinandersetzungen unter den Gefangenen. Franz, der sich nicht hätte vorstellen können, dass im Camp auf Leben und Tod weitergekämpft wird, gerät mitten zwischen die Fronten: „Es ist, als wären die Springbrunnen, die Brücken und die Blumen nur eine dünne Decke, die man über diese Nacht und die Tage davor gedeckt hat. Eine nette, adrette Verpackung, unter der man das geronnene Blut noch schmecken kann.“

Erst im Lager wird klar, wie schwierig der Prozess des Sich-Lösens von der Vergangenheit, die durch Nationalsozialismus und Krieg geprägt war, tatsächlich ist und wie stark diese Prägungen fortwirken. Da sind aber auch die Träume von einem Neuanfang, und trotz Gefangenschaft und harter körperlicher Arbeit ist für Franz das Faszinosum von Freiheit und neuer Welt spürbar – und verlockend. Nach dem Grauen von Krieg und Holocaust deuten sich neue Möglichkeiten an, der Titel des Buches verweist darauf.

Am Ende der Sprachlosigkeit

„Ich hatte ein Leben. Und dann Amerika. Das hat alles anders gemacht. [...] Es gab dieses Versprechen, das auf der anderen Seite des Atlantiks lag, diese Möglichkeit“, sagt Franz nach der gemeinsamen Reise in die Vergangenheit zu seiner Tochter, denn nach dem Erinnerungsbesuch verändert sich nicht nur der Blick des Enkels auf den Großvater, auch Vater und Tochter gelangen zu einer neuen Qualität des Miteinander. Mit der Lebensgeschichte der 1947 geborenen Tochter Barbara thema-

tisiert der Roman die Generationenproblematik der Nachkriegszeit, die jahrzehntelange Unmöglichkeit der Verständigung zwischen den Generationen. Hart und selbstgerecht erscheint der Heranwachsenden der Vater, er prügelt nicht wie andere Väter: „Aber er hatte Blicke und Sätze hart wie Gürtelschnallen.“ Im Zuge der 68er-Bewegung distanziert und emanzipiert sich die Tochter, ablehnend gegenüber Kapitalismus und Imperialismus eingestellt, während der Vater den Kommunismus wegen dessen Gegnerschaft zu den USA verurteilt. Barbara lebt ihr eigenes Leben, erst nach dem Amerika-Besuch des Vaters stellt sie Fragen und erhält Informationen, die weitere Fragen provozieren. Eine „Lücke an Geschichten“ zwischen Vater und Tochter wird erkennbar, ohne diese Geschichten jedoch lässt sich nichts begreifen. Dass der Vater lange erwog, in die Staaten überzusiedeln, ist der Tochter nie bekannt geworden, auch die freundschaftlichen Verbindungen zu einer Familie drüben überraschen sie. Nach einer gescheiterten Beziehung und vor dem Ende ihres Berufslebens stehend, reflektiert Barbara ihren eigenen Lebensentwurf und kann erstmals Ansätze von Empathie und Verständnis dem Vater gegenüber entwickeln. Auch im Verhältnis zu ihrem Sohn zeigt sich ein neuer Blick. Martin seinerseits ist auf der gemeinsamen Reise dem Großvater unerwartet nah gekommen, versteht dadurch die schwierige Beziehung zwischen Franz und dessen Tochter besser, aber auch auf seine eigene Rolle als junger Vater wirkt sich dieses neue Verständnis aus. Schließlich gibt es mit dem Besuch in Amerika noch eine Antwort auf eine Frage, die die Familie über Jahre beschäftigt hat.

Den Möglichkeiten, dem Anfang voller Hoffnung, sind Ernüchterung und Vergessen gefolgt, die Möglichkeiten wurden unmöglich, doch mit seinem Roman hat Hannes Köhler gegen das Vergessen angeschrieben. Die Frage, wie nach Nationalsozialismus, Krieg und Vernichtung das Weiterleben möglich sein konnte, ist literarisch inzwischen vielfach durchdekliniert worden, ebenso die hier eingeschobene Generationenproblematik. Köhler setzt beide Themenkomplexe stimmig um, lohnend wird die Lektüre von *Ein mögliches Leben* jedoch vor allem durch die Einblicke in eine fast unbekannt Welt, die authentisch-lebendigen Schilderungen aus dem Innenleben eines amerikanischen Gefangenenlagers im letzten Jahr des Zweiten Weltkriegs und die Wirkungen dieses Kriegskapitels bis in die bundesrepublikanische Gegenwart hinein. Der Roman ist ausgezeichnet worden als „bester Familienroman des Jahres“, er ist zugleich ein faszinierendes Geschichtsbuch mit überraschenden, vielschichtigen Wendungen.

st *Annegret Schröder*



Hannes Köhler

Ein mögliches Leben

Roman

352 S., Taschenbuch, € 11,-
ISBN 978-3-548-06013-2

VOR 25 JAHREN: HAKENKREUZFAHNEN AUF DER BURG DES DEUTSCHEN ORDENS

John Malkovich als „Unhold“ in Marienburg



John Malkovich (Aufnahme aus dem Jahre 1994)

Im Sommer 1995 hielt sich der berühmte Hollywood-Schauspieler John Malkovich für etliche Wochen in Marienburg auf, weil hier große Partien des Films *Der Unhold* (Originaltitel: *The Ogre*) entstanden, den der Oscar-Preisträger Volker Schlöndorff in der Marienburg sowie in der Ruine von Burg Schönberg drehte. Im Zentrum der Geschichte steht der von John Malkovich verkörperte französische Kriegsgefangene

Abel Tiffauges, der auf abenteuerlichen Wegen in die Burg Kaltenborn – die Marienburg – gelangt. Dort hat eine Napola ihren Sitz, so dass die Insignien des Nationalsozialismus den gesamten Burgkomplex beherrschen.

Diese Zeit ist den Einwohnern der Stadt bis heute in Erinnerung geblieben, denn es gab vielerlei Gelegenheiten, Persönlichkeiten aus der Welt des internationalen Films zu begegnen, sich Autogramme zu erbitten oder mit etwas Glück auch ein gemeinsames Foto zu erlangen. Viele Menschen, angefangen mit den – bevorzugt blonden und blauäugigen – Schülern

der siebten und achten Klassen, waren zudem als Statisten an den Dreharbeiten beteiligt. Ein Teil des Filmteams wohnte im Hotel KORMORAN in Deutsch Eylau. Malkovich zog dort mit seiner Frau, seinen zwei Kindern und einem Kindermädchen ein und hatte sogar sein eigenes Bett mitgebracht. Starallüren aber waren ihm fremd. Am Ende des Aufenthalts dankte er dem Hotel-Personal dafür, dass er sich hätte wie zu Hause fühlen können; in den Pausen genoss der Schauspieler das Mittagessen in einem Restaurant, das sich auf einem Lastkahn am Ostufer der Nogat befand. Dort prangte bald die gut lesbare Werbe-Inschrift: „Hier hat John Malkovich gegessen.“

Da die Aufnahmen im Sommer 1995, in der Hochsaison, stattfanden, stellte sich den Verantwortlichen die schwierige Aufgabe, die Arbeiten am Set nicht vom Strom der Touristen stören zu lassen. Die Burgführer (darunter auch der Autor dieses Beitrags) mussten auf ihrem Rundweg den Drehort umgehen. Deshalb nahmen sie ihren Weg durch das Restaurant im Mittelschloss und passierten dann von der Terrasse aus, die Besucher zu größtmöglicher Stille vermahnd, eine aus Bauholz und Spanplatten errichtete Trennwand. Daran stand in gotischen Lettern: „Jugend ist ein Baustein des Dritten Reichs“; man sah von außen Stelen, die fast acht Meter emporragten und auf denen Feuerschalen ruhten – und auf dem Turm des Hochschlosses wehte eine Hakenkreuzfahne.

st *Marek Dziedzic*



Düstere Fantasiewelten

Clara Siewert – eine Malerin aus Budda im Kreis Preußisch Stargard

Von Alexander Kleinschrodt

Lange war wenig über Clara Siewert bekannt. Inzwischen gibt es von der aus Westpreußen stammenden, von Käthe Kollwitz geförderten Malerin zumindest ein fragmentarisches Bild. Auch ihr genaues Todesdatum ist mittlerweile geklärt: Sie starb vor 75 Jahren in Berlin.

EINE „VERKANNTE KÜNSTLERIN“, die aufwuchs in einem idyllischen Gutshaus „irgendwo im deutschen Osten“: In der Biografie von Clara Siewert scheinen sich gleich zwei Klischees zu vereinen. An beiden Punkten lohnt es sich jedoch, etwas genauer hinzusehen. Hinter dem Bild einer Malerin, die es anscheinend „nicht geschafft hat“, verbirgt sich ein eigenständiges künstlerisches Werk, der Blick auf Siewerts Herkunft aus Westpreußen und ihren Lebenslauf lässt manches Detail der damaligen Zeit lebendig werden.

Ort der Erstarrung und der Sehnsucht

Clara Siewert wurde 1862 geboren, als es noch kein Deutsches Reich gab und Westpreußen eine Provinz im Staate Preußen war. Budda, der kleine Gutshof ihrer Eltern, war eigentlich nicht weit entfernt von der Kreisstadt Preußisch Stargard. Dennoch lebte man dort in weitgehender Abgeschiedenheit, das verbreitete Bild vom einsamen Dasein der Gutsbesitzer trifft hier wohl wirklich zu. Ein Freund der Familie beschrieb Gut Budda im Rückblick als „etwas verwildert“, aber als einen gerade deswegen verwunschenen Ort. Der Kunsthistoriker Roman Zieglängsberger, der Clara Siewerts Leben und Werk erforscht hat, beschreibt dieses Umfeld nüchterner, geht aber davon aus, dass es die Fantasie der jungen Clara Siewert gefördert haben müsse: „Da sich an solchen entlegenen Orten, Gehöften oder Liegenschaften nur wenig ereignet, die ewige Stille lähmt und ein geistiges Erstarren vorprogrammiert ist, war man, um eben dies zu verhindern, auf den eigenen Erfindungsreichtum angewiesen.“

Die finanziell oft prekär dastehende, aber statusbewusste Familie schickt Clara auf die Schule nach Danzig, nicht etwa ins nahe Preußisch Stargard. Außerdem wird der jungen Frau die Literatur nahe gebracht, sodass sie sich anfangs wünscht, Schauspielerin zu werden. Bald schon legt sie sich aber darauf fest, „eine berühmte Malerin zu werden“. Tatsächlich ermöglicht ihr die Familie wahrscheinlich zwischen 1878 und 1883 in Königsberg privaten Malunterricht zu nehmen. „Um 1884“ – genauer lässt sich auch dies nicht angeben – geht Clara Siewert nach Berlin. Auch hier ist sie auf Privatlehrer wie Karl Stauffer-Bern angewiesen, denn die offiziellen Akademien bleiben Frauen noch verschlossen. Zunächst



hält Siewert sich nur zeitweilig in der Reichshauptstadt auf, sie kehrt gezwungenermaßen regelmäßig zurück nach Westpreußen, ehe sie schließlich eine Wohnung im Berliner Vorort Wilmersdorf bezieht, der für lange Zeit ihr Lebensmittelpunkt bleibt. Das Gut Budda musste die Familie Anfang des 20. Jahrhunderts verkaufen. Für Siewert, mag es sie als Künstlerin auch ins pulsierende Berlin gezogen haben, ist damit ein Sehnsuchtsort verloren.

In Berlin geht es für Clara Siewert anfangs durchaus bergauf. Sie engagiert sich in den Vereinigungen der Berliner Malerin-

nen und nimmt an deren Ausstellungen teil. Galerien und private Sammler kaufen einzelne ihrer Werke an. Vor allem aber ist sie seit der Jahrhundertwende auch Mitglied der Berliner Secession. Der Künstlerbund ist das Sammelbecken derjenigen, die über die weiterhin dominierende akademische Kunstauffassung hinausgehen wollen. Doch auch dort sind Frauen natürlich stark in der Unterzahl. Ihnen wurde oft die Begabung abgesprochen, zudem waren berufstätige Frauen in „besseren Kreisen“ nicht gern gesehen. Nur wenige überwandten diese Widerstände, bei der Seces-



ABBILDUNG: AKG-IMAGES

Der HEXENZYKLUS, aus dem dieses Blatt stammt (DIE STEINIGUNG DER HEXE, um 1910/1920), gilt als das Hauptwerk von Clara Siewert.



Auf dem Gut Budda, wo Clara Siewert und ihre Schwestern aufwuchsen, ging es nicht immer so idyllisch zu wie in dieser Darstellung aus der Hand ihrer Mutter Helene Siewert. Die Familie war immer wieder in Geldnot und musste das Gut Anfang des 20. Jahrhunderts verkaufen.

Weggefährtinnen

Für Clara Siewert waren das alles aber, wie Roman Zieglsberger meint, nur „scheinbare Erfolge“. Eine dauerhafte Etablierung als Künstlerin gelingt ihr nicht, sie verliert den Anschluss an die neuesten künstlerischen Entwicklungen und verlässt die Berliner Secession im Streit. Ihre erfolgreichere Kollegin Käthe Kollwitz – beide hatten sich möglicherweise bereits im Unterricht von Karl Stauffer-Bern kennengelernt – setzt sich für Clara Siewert ein, stellt aber 1916 ernüchtert fest, dass sie beide bereits „zu den Alten“ gehörten.

Etwa ab dem Ersten Weltkrieg scheint Clara Siewert sich mehr und mehr zurückgezogen zu haben. Auf diesem Weg hat sie jedoch eine Gefährtin, der es ganz ähnlich ergeht: Ihre fünf Jahre jüngere Schwester Elisabeth, mit der sie sich die Berliner Wohnung teilt. Elisabeth Siewert war Schriftstellerin und ähnlich wie Clara hat sie anfangs einige Erfolge. Ihre Romane und Erzählungen werden in Zeitschriften abgedruckt, Kritiker bezeichnen die Autorin als „protestantische Droste-Hülshoff“. Ihre Arbeiten stoßen immerhin auf so viel Interesse, dass Elisabeth finanziell zunächst besser dasteht als ihre Schwester und wahrscheinlich zeitweilig für beider Unterhalt aufkommt. Über ihre Motive und Interessen scheinen Clara und Elisabeth in einem regen Dialog gestanden zu haben, der zurückreicht bis zu den kindlichen Spielen und Märchenfantasien auf dem elterlichen Gutshof in Westpreußen. Besucher haben die Wohnung der beiden, in der auch noch die Schwester Victoria lebte, als eine abgekapselte Welt beschrieben, geprägt von einer versponnenen Nostalgie. Der Tod von Elisabeth im Jahr 1930 ist ein weiterer schwerer Einschnitt im Leben Clara Siewerts.



Clara Siewert hatte als Malerin im Berlin der Jahrhundertwende zunächst einige Erfolge und gehörte zu den wenigen Frauen im Künstlerbund Secession (SELBSTBILDNIS MIT ERHOBENER HAND, um 1895).

sion waren es neben Clara Siewert die aus Königsberg stammende Käthe Kollwitz und Julie Wolff, die mit dem Künstlernamen Wolffthorn ihre Herkunft aus dem westpreußischen Thorn erkennen ließ (und die in DW 11/2016 vorgestellt worden ist).



QUELLE: ARCHIV DER FAMILIE SIEWERT VIA WIKIMEDIA COMMONS

Elisabeth Siewert (hier ein Porträtfoto aus der Zeit um 1900) war fünf Jahre jünger als ihre Schwester Clara, sie veröffentlichte Romane und Erzählungen. Auch ihr war jedoch kein dauerhafter Erfolg vergönnt.



ABBILDUNG: ANG-IMAGES

Auf diesem Doppelporträt zeigt sich Clara Siewert wahrscheinlich mit ihrer Schwester im Vordergrund, der Schriftstellerin Elisabeth Siewert. Beide waren Weggefährterinnen im Leben und in ihrer künstlerischen Arbeit.

Trotz ihrer eingeschränkten Tätigkeit wird Mitte der dreißiger Jahre der Galerist Wolfgang Gurlitt auf Siewert und ihr Werk aufmerksam. Er ermöglicht 1936 die bis dahin größte Ausstellung von Werken Clara Siewerts, in der 174 ihrer Arbeiten gezeigt und in einem Katalog dokumentiert werden. Lange hielt sich die auf Gurlitt zurückgehende Ansicht, Siewert sei schließlich 1944 in Berlin gestorben. Vielleicht um das Schicksal seiner Künstlerin zu dramatisieren, behauptete der Galerist nach dem Zweiten Weltkrieg, Siewert sei bei einem Bombenangriff getötet worden. Tatsächlich starb sie, wie ein Brief der Schwester Victoria belegt, im Oktober 1945 an Herzversagen. Gesichert ist auch, dass sie ihre letzten Lebensjahre wegen ihrer Armut in einem „Fremdenheim“ verbrachte.

Dass das Leben von Clara Siewert überhaupt so erzählt werden kann, ist keine Selbstverständlichkeit, vielmehr das Ergebnis der intensiven Arbeit von Roman Zieglgänsberger. Er hat die bisher einzige größere Publikation zu der Malerin und ihrem Werk erarbeitet, die 2008 begleitend zu einer im KUNSTFORUM OSTDEUTSCHE GALERIE REGENSBURG gezeigten Ausstellung erschien, in dessen Sammlung sich zahlreiche Werke Siewerts befinden. Zieglgänsberger gab damals der Hoffnung Ausdruck, sie damit vom Zustand der völligen Unsichtbarkeit „immerhin in den Rang einer lediglich ‚Verschollenen‘“ zu überführen.

Weltfremd, aber stellenweise modern

Die Themen von Siewerts Malerei machen den Zugang allerdings auch nicht leichter. Düster sind viele ihrer Arbeiten, das verbindet sie noch mit den Werken ihrer Berliner Kollegin Käthe Koll-

witz. Siewerts regelrecht weltfremd erscheinende Fantasiewelten sind dann aber doch weit entfernt von dem sozialen Realismus, dem sich Kollwitz verpflichtet fühlte. Von heute, von der zeitgenössischen Kunst her betrachtet, stellt sich manches anders dar – und Siewert, die in ihrer zweiten Lebenshälfte zu neueren künstlerischen Strömungen wie dem Expressionismus keinen Kontakt mehr fand, erscheint stellenweise recht modern.

Als Siewerts Hauptwerk gilt der sogenannte *Hexenzyklus*, an dem sie über lange Zeit gearbeitet hat und von dessen einzelnen Motiven es zahlreiche Ausführungen gibt. Streng genommen handelt es sich nicht einmal um einen Zyklus, der eine klar nachvollziehbare Geschichte erzählt, eher schon um eine mehrstufige Meditation über das Ausgestoßensein, den Tod und den Übergang in eine andere Welt. So zeigen mehrere Blätter, wie eine gewalttätige Menge über eine Frauengestalt herfällt. Was diese „Hexe“ verbochen haben soll, ist unklar, deutlich ist nur der überschäumende Zorn der Menschen auf diese Frau, die durch eine Steinigung hingerichtet wird. Doch schon das Blatt *Nach der Steinigung* lässt die Bestürzung über den Tod erkennen. In einer *Apotheose* fährt die Hexe schließlich auf dem Rücken eines Fabelwesens zum Himmel auf.

In diese Gedankenwelt mischten sich auch literarische Stoffe wie Don Juan oder Andersens Märchen vom Schweinehirten, die Siewert in anderen Werken umgesetzt hat. Ihre Interpretation des Motivs „Der Tod und das Mädchen“ könnte noch von Edvard Munchs Behandlung des gleichen Stoffes angeregt worden sein, zumal Siewert den norwegischen Maler nachweislich sehr bewunderte. Überwiegend jedoch erscheinen ihre Gegenstände reichlich rätselhaft und verschlossen und stehen offenbar in enger



QUELLE: WIKIMEDIA COMMONS

Der Tod spielt eine große Rolle im Werk von Clara Siewert. Ihr Blatt MÄDCHEN UND TOD (um 1920) wurde wahrscheinlich durch Edvard Munch angeregt.



QUELLE: WIKIMEDIA COMMONS

Die APOTHEOSE DER HEXE (um 1910/20) bildet den versöhnlichen Schlusspunkt in Siewerts HEXENZYKLUS.

Beziehung zu den Fantasien, von denen Clara Siewert fasziniert wie auch geplagt war. Dennoch: Einen solchen Rückzug ins Subjektive, der zugleich eine Hinwendung zum Mythos ist, lässt sich auch heute noch bei manchen Künstlerinnen und Künstlern erkennen. Der einflussreiche Ausstellungsmacher Harald Szeemann hat dafür bereits in den siebziger Jahren den Begriff der „privaten Mythologien“ ins Spiel gebracht. Es ist eine vorurteilsfreiere Beschreibung solcher tastender kreativer Versuche, die ohne das Verdikt der angeblichen Abseitigkeit auskommt.

Suche nach dem Selbst

Dagegen leuchtet es heute unmittelbar ein, dass von Clara Siewert zahlreiche Selbstporträts erhalten sind, wie es auch bei Käthe Kollwitz und anderen Künstlerinnen ihrer Zeit der Fall ist. Es gab für sie damals viele Gründe, um mit malerischen Mitteln nach der eigenen Identität zu forschen. Die Jahrhundertwende war eine Zeit des Umbruchs, in der Frauen vorsichtig nach ihrer neuen Rolle fragten – insbesondere jene, die in der Kunstwelt einen Platz suchten und um Selbstständigkeit und Anerkennung rangten. Siewerts frühe Selbstporträts strahlen eine gewisse Offenheit aus, die damit in Beziehung stehen könnte. Das gilt für das *Selbstbildnis mit erhobener Hand* ebenso wie für die Federzeichnung zweier Frauengesichter, die als Doppelporträt mit ihrer Schwester Elisabeth gedeutet wird. Beide Frauen sehen dort zwar streng unter Hut und Schleier hervor, ihre Blicke auf den Betrachter haben jedoch etwas Selbstbewusstes und Herausforderndes. Roman Zieglängsberger mutmaßt zudem, auch

Siewerts „Hexe“ könne als verschlüsseltes Selbstporträt gelten, in dem die Künstlerin die Empfindung zum Ausdruck gebracht habe, anders zu sein als die Menschen der bürgerlichen Gesellschaft. In Siewerts späten Darstellungen ihrer selbst dominiert dann ein ermüdeten Ausdruck, manchmal bricht auch Verzweiflung durch.

Noch in einer weiteren Hinsicht erscheint Siewerts Kunst von heute aus bemerkenswert modern: Der Materialität ihrer Werke geht alles Gediegene und Edle ab, ganz im Gegenteil machen manche ihrer erhaltenen Arbeiten einen gleichsam verwundeten Eindruck. Roman Zieglängsberger argumentiert, dies sei nicht nur auf deren Alterung zurückzuführen: „So schickte Siewert immer wieder beschädigte Papierarbeiten lediglich von eigener Hand notdürftig geflickt, mit Leimspuren befleckt oder mit Kratzspuren versehen auf Ausstellungen, so dass tatsächlich von einem gewollt fragilen Gepräge der Werke gesprochen werden muss.“

Unabhängig davon, wie modern Clara Siewerts Kunst nun war, für wie wichtig man ihr Werk heute hält: Ein Lebenslauf wie ihrer lässt mehr Zusammenhänge erkennen, als die glänzenden Biografien mancher „großer“ Künstler. Gerade die Widerstände, mit denen Siewert als Künstlerin zu kämpfen hatte, sind sehr aussagekräftig, die Spannung zwischen dem dynamischen Berlin und der scheinbar erstarrten preußischen Provinz und schließlich die von solchen Zeitumständen geprägte Gefühlswelt dieser eigenwilligen Frau. Lässt man sich darauf ein, dann begegnet man einer Welt, die sehr anders war als unser 21. Jahrhundert. **st**

Niederlagen können manchmal befreiend sein

Anlässlich des 75. Jahrestages der Kapitulation der Deutschen Wehrmacht am Ende des Zweiten Weltkriegs ist – wie bereits mehrfach in den vergangenen Jahrzehnten – über die Deutung des 8. Mai 1945 diskutiert worden. Dabei stand erneut die von Bundespräsident Richard von Weizsäcker 1985 geprägte Formulierung des „Tages der Befreiung“ im Zentrum der Debatte. Über die Potenziale und Grenzen dieses Begriffs sprechen der Journalist und DW-Redakteur Tilman Asmus Fischer und der deutsch-amerikanische Politikwissenschaftler Joseph Verbovszky – und fragen nach der Bedeutung des Gedenktags für Europa.



TILMAN ASMUS FISCHER: Im Mai hat sich fast die ganze westliche Welt an den 75. Jahrestag des Kriegsendes und Sieges über Deutschland erinnert. Mit seiner berühmten Rede von 1985 hat Bundespräsident Richard von Weizsäcker für den 8. Mai den Begriff des „Tages der Befreiung“ auch in die offizielle Erinnerungskultur Deutschlands implementiert. Wie blicken Sie als Politikwissenschaftler und Historiker, der sich mit den Folgen des „kulturellen Traumas“ des Zweiten Weltkriegs für die deutsche Politik befasst, auf die heutige Verwendung des Begriffs „Tag der Befreiung“?

JOSEPH VERBOVSZKY: Der 8. Mai ist für viele, aber nicht für alle ein „Tag der Befreiung“, denn Deutschland hat letztlich den Krieg verloren und Ostdeutschland sowie ganz Osteuropa kamen von einer Schreckensherrschaft unter die nächste. Dennoch stellt der deutsche Außenminister Heiko Maas in einem gemeinsamen Beitrag mit Andreas Wirsching zum 8. Mai 2020 für den SPIEGEL eine wichtige Frage, nämlich: Wie können wir diesen Tag in das kollektive Gedächtnis Europas eingehen lassen, damit er uns vereint?

Interessanterweise klingt dies bereits in der Weizsäcker-Rede zumindest am Rande an, insofern der 8. Mai nicht per se als „Tag der Befreiung“ selbstverständlich ist: Wenn von Weizsäcker eben auf die mit dem Kriegsende einhergehende Etablierung der kommunistischen Gewaltherrschaft im östlichen Europa verweist, überlässt er dem Hörer bzw. Leser die Frage, inwiefern für die Völker des Ostblocks der 8. Mai 1945 in einem umfassenden Sinne eine Befreiung bedeutete. Expliziter spricht er deren Lage erst 1989 in seiner Rede zum Jubiläum

um des Grundgesetzes an: Jenseits der Grenzen Europas lebten „Menschen, die Europäer sind wie wir, geprägt von der gemeinsamen Geschichte, erfüllt vom selben Verlangen nach Freiheit und gerechten Lebenschancen“.

Überhaupt ist es nicht ganz ohne Ironie, dass sich der Begriff des „Tages der Befreiung“ gerade mit dieser 1985 gehaltenen berühmtesten Rede von Weizäckers verbindet: Diese ist möglicherweise der eilig angefertigte Neuentwurf einer Rede, in der Weizsäcker ursprünglich auch für Rudolf Heß, den ehemaligen Stellvertreter Hitlers, um Begnadigung ersuchen wollte. So behauptete es zumindest der damalige Redenschreiber von Weizäckers, Friedbert Pflüger. Aufgrund des Skandals um den Besuch Bundeskanzler Helmut Kohls und des US-amerikanischen Präsidenten Ronald Reagan auf dem Soldatenfriedhof Bitburg, wo unter anderem auch Angehörige der Waffen-SS beerdigt worden sind, musste von Weizsäcker seine Rede umschreiben, was zu der allgemein bekannten Fassung führte.

Aber mindert das die große Bedeutung von Weizäckers Rede?

Nein, denn mit ihr stellte sich der Bundespräsident eben einem kulturellen Trauma der deutschen Gesellschaft. Laut dem Soziologen Jeffrey Alexander folgt ein kulturelles Trauma nicht direkt aus den unmittelbaren Erschütterungen eines historischen Ereignisses – also etwa eines Krieges oder einer Niederlage. Es entsteht vielmehr erst, wenn die mit diesen Ereignissen verbundenen Erfahrungen in das kollektive Gedächtnis eingehen, wo sie einen wesentlichen Teil der kollektiven Identität bilden.

Dies geschieht, indem soziale Akteure wie etwa Staatspräsidenten in herausgehobenen Sprachhandlungen um die Deutungshoheit des historischen Geschehens ringen.

In welcher Weise hat von Weizsäcker dies unternommen?

Von Weizsäcker postulierte: „Der 8. Mai war ein Tag der Befreiung. Er hat uns alle befreit von dem menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft.“ Diese Aussage blieb nicht unumstritten. In der Tat, als eine erste Reaktion distanzieren sich 30 Bundestagsabgeordnete der CDU/CSU von von Weizäckers Aussage. Und zehn Jahre später fand die Debatte auch noch kein Ende, denn einige dieser Parlamentarier veröffentlichten nun einen „Appell“, in dem sie von Weizsäcker aufs Schärfste kritisierten: dessen Bezeichnung des 8. Mai könne „nicht Grundlage für das Selbstverständnis einer selbstbewussten Nation sein“.

Aber geht von Weizäckers Deutung des 8. Mai in ihrer Gesamtheit im Begriff des „Tages der Befreiung“ auf? Lassen Sie mich einen Gedanken aus der Bibelwissenschaft auf die Deutung dieses Dokuments der Zeitgeschichte anwenden! In der biblischen Exegese ist die Frage nach der inhaltlichen Mitte der Schrift von zentraler Bedeutung. Es geht um die Frage nach einer Kernaussage – die Ausleger in der Christusbotschaft erkennen –, von der aus sich die Gesamtheit der Schrift erschließen lässt. Dies bedeutet jedoch wiederum nicht, dass diese inhaltliche Mitte jeden der biblischen Texte gleichermaßen regiert; vielmehr treten weitere Bedeutungsgehalte und Aussagen neben die Kernaussage. Gilt das nicht auch für

die Weizsäcker-Rede? Deren inhaltliche Mitte ist zu Recht in der Aussage identifiziert worden: „Der 8. Mai war ein Tag der Befreiung.“ In ihrer Rezeptionsgeschichte scheint jedoch weitestgehend vergessen worden zu sein, dass eben auch im Falle dieses Textes sein gesamter Aussagegehalt nicht in seiner inhaltlichen Mitte aufgeht. Unterzieht man die Rede heute, nach 35 Jahren, einer Wiederlektüre, wird vielmehr deutlich: Die aus der Rede abgeleitete und heute scheinbar selbstverständliche Apos-trophierung des 8. Mai als „Tag der Befreiung“ ist gerade keine Selbstverständlichkeit, sondern eine höchst voraussetzungsreiche Einsicht, deren Komplexität nicht reduziert werden darf.

Dies aber geschieht aktuell. Und so scheint weniger von Weizsäckers umfassendere Interpretation des 8. Mai als vielmehr das mit ihr gesetzte Narrativ des „Tags der Befreiung“ die Deutungshoheit errungen zu haben, nicht nur in Deutschland, sondern im gesamten Westen. Die Auseinandersetzung ist aber nicht endgültig beigelegt, denn nicht wenige beharren immer noch auf einem „Tag der Niederlage“. Also lautet die Frage in der öffentlichen Debatte weiterhin zugespitzt: „Tag der Niederlage“ oder „Tag der Befreiung“?

Für wen gewinnt der 8. Mai dabei welche Bedeutung? Zunächst: Der „Tag der Befreiung“ ...

Das war der 8. Mai sicherlich für ganz Westeuropa sowie alle Menschen, die die Schrecken des Terrors – wie diejenigen der Konzentrationslager – erleben mussten. Die Rede von Weizsäckers hat Platz genau für dieses Narrativ im kollektiven Gedächtnis der Deutschen geschaffen, auch wenn Deutschlands Niederlage eine historische Tatsache bleibt. Obwohl wir die Geschichte nicht ändern können, haben wir die Freiheit, das kollektive Gedächtnis fortwährend umzubilden. Mit wachsender Distanz zu den historischen Ereignissen gewinnt das kollektive Gedächtnis an Bedeutung, vor allem für künftige Generationen. In diesem Sinne war die Rede von Weizsäckers ein „Reclaiming“, eine Art Neu-Besetzung des 8. Mai als „Tag der Befreiung“.

Und wie steht es um den „Tag der Niederlage“?

Die meisten Deutschen, darunter auch viele Flüchtlinge aus den verlorenen Ostgebieten, hätten unmittelbar nach dem Kriegsende sicherlich erstaut geschaut,

wenn jemand den 8. Mai als Tag der Befreiung bezeichnet hätte. Viele Osteuropäer, die die Gewalt-herrschaft des Warschauer Pakts bis 1990 erdulden mussten, hätten dieser Charakterisierung des Kriegsendes wohl auch nur mit der Pistole auf der Brust zugestimmt – was sie dann ja auch im übertragenen Sinne über Jahrzehnte vollziehen mussten. Das heisst aber wohlgermerkt nicht, dass sie sich über einen deutschen Sieg gefreut hätten.

Bemerkenswert sind doch die Worte, die von Weizsäcker mit Blick auf Flucht und Vertreibung fand: „Bei uns selbst wurde das Schwerste den Heimatvertriebenen abverlangt.“ Diese Formulierung erinnert wohl nicht umsonst an die – heute ideologiegeleitete Kritik ausgesetzte – Forderung der Charta der deutschen Heimatvertriebenen: „Die Völker der Welt sollen ihre Mitverantwortung am Schicksal der Heimatvertriebenen als der vom Leid dieser Zeit am schwersten Betroffenen empfinden.“ Gerade vor dem Hintergrund der inneren Ambivalenz der „Erfahrungszäsur“ (Edgar Wolfrum) des 8. Mai, die Weizsäcker eben gerade nicht negiert, sondern aushält, wird verständlich, dass er diesen Tag auch – und vornehmlich –, aber eben nicht eindimensional und ausschließlich als „Tag der Befreiung“ bezeichnet. So handelt es sich für ihn aus deutscher Perspektive um „kein[en] Tag zum Feiern“, sondern vielmehr einen „Tag der Erinnerung“.

Ebenso vielschichtig wie von Weizsäckers Deutung des 8. Mai ist übrigens die Frage, was aus dieser historischen Zäsur folgte. Hierfür muss man verstehen, was an dem Tag verloren sowie gewonnen wurde. Denn dies hat Konsequenzen auch für Gegenwart und Zukunft – zumal Europas.

Gehen wir dem nach! Was wurde verloren?

Deutschlands Souveränität sowie seine hegemonialen Ansprüche und – am wesentlichsten für die Zeit nach dem Krieg – das Vertrauen der Völkergemeinschaft. Der 8. Mai 1945 bedeutete aber auch das Ende der eurozentrischen Weltordnung.



FOTO: BUNDESREGIERUNG / WEGMANN

Das Europa der Vorkriegszeit war alleine nicht in der Lage gewesen, das Hegemonialstreben Deutschlands zu bändigen; ebenso war Deutschlands Gegenentwurf eines von Berlin dominierten „europäischen“ Großreichs gescheitert. Aus diesen Trümmern erstand die euro-atlantische Ordnung unter der Führung der USA, in deren wirtschaftlichen, kulturellen und militärischen Strukturen wir heute leben. In diesem Sinne erfuhr auch „Europa“ – als eigenständige weltpolitische Größe – am 8. Mai 1945 einen eindeutigen „Tag der Niederlage“.

Dies entspricht dann aber auch schon wieder der Näherbestimmung dessen, was für von Weizsäcker der „Tag der Befreiung“ bedeutete, nämlich die Befreiung „von dem menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft“ bzw. „das Ende eines Irrwegs deutscher Geschichte [...], das den Keim der Hoffnung auf eine bessere Zukunft barg“. Also: Was wurde wiederum gewonnen?

Frieden und eine neue stabile internationale Ordnung der humanistischen Werte, die zu beispiellosem Wachstum und Fortschritt der westlichen Welt geführt hat. Dies war aber nur möglich im Kontext der Westbindung, dominiert durch die USA.

Lassen Sie uns zum Schluss vor dem Hintergrund unserer Überlegungen auf die Frage des Bundesaußenministers zurückkommen: Wie können wir den 8. Mai in das kollektive Gedächtnis Europas integrieren, so dass er die Gemeinschaft vereint?

Der 8. Mai kann uns vereinen, indem wir gedenken, was verloren gegangen ist, und feiern, was wir gewonnen haben. Dies ist aber keineswegs ein ausschließlich europäisches Narrativ. Unsere heutigen Werte sind nicht exklusiv europäisch, sondern

allgemein westlich und werden auf beiden Seiten des Atlantiks geteilt. Diese Tatsache müssen wir anerkennen, wenn wir ein wahrhaftiges und der Zukunft zugewandtes Narrativ schaffen wollen. Wir müssen anerkennen, dass die alte Welt endgültig verloren ist und etwas Neues auf den Trümmern dessen gewachsen ist, wovon wir ein

Teil sind. Und es ist genau dieses Akzeptieren der Veränderung, das befreiend wirkt.

Joseph Verbovszky promoviert an der Universität der Bundeswehr München zum Thema *Cultural Trauma and National Security: Structural Pacifism in Germany*. Er besitzt Master-Abschlüsse in *International Relations and Economics* von der JOHNS HOPKINS SCHOOL

OF ADVANCED INTERNATIONAL STUDIES sowie in Geschichte von der CASE WESTERN RESERVE UNIVERSITY. Er war als *Strategic Analyst* sowohl im deutschen als auch im Schweizer *Defense-and-Technology*-Sektor tätig.



Richard von Weizsäcker

Lernen Sie, miteinander zu leben, nicht gegeneinander. Reden zur Demokratie

Freiburg i. Br. 2020
geb., 112 S., € 14,-
ISBN: 978-3-451-07218-5

Zum 100. Geburtstag Richard von Weizsäcker hat der VERLAG HERDER eine Sammlung von Reden des früheren Bundespräsidenten zur Demokratie herausgegeben. Diese enthält neben der Rede zum 40. Jahrestag des Endes des Zweiten Welt-

krieges auch diejenigen zu 40 Jahre Grundgesetz 1989 und zur deutschen Einheit 1990. Ergänzt werden diese Dokumente durch ein Vorwort von Bundestagspräsident Wolfgang Schäuble sowie eine Einordnung des Zeithistorikers Edgar Wolfrum.



Zum Thema

Dokumentation: Erklärung des Bundesvorsitzenden der OST- UND MITTELDEUTSCHEN VEREINIGUNG DER CDU/CSU (OMV) – UNION DER VERTRIEBENEN UND FLÜCHTLINGE, Egon Primas, zum 75. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges und der Befreiung vom Nationalsozialismus

Am 8. Mai 1945 ging die dunkelste Phase der deutschen Geschichte zu Ende. Die Welt wurde von der Geißel des deutschen Nationalsozialismus befreit. Das unvorstellbare Grauen von Holocaust, Rassenverfolgung und Euthanasie, Vertreibungen und Zwangsarbeit, europaweiter Unterdrückung und Knechtschaft im Zeichen des Hakenkreuzes waren endlich vorbei. Sich dieser dunkelsten Seite deutscher Vergangenheit immer wieder von Neuem zu stellen, der Millionen Opfer Nazi-Deutschlands zu gedenken und Verantwortung dafür zu übernehmen, dass so etwas nie wieder geschieht, bleibt notwendig für heute und alle Zeiten.

Dennoch darf dieses Gedenken nicht verkürzt werden. Der 8. Mai 1945 war ein kurzes Aufatmen in der Geschichte Europas. Doch nach dem Luftholen füllten vielerorts andere Diktaturen das entstandene Machtvakuum. Nahezu sämtliche Länder Ostmittel-, Ost- und Südosteuropas, aber auch die Bürger der SBZ / DDR gerieten bald schon unter

die stalinistisch-kommunistische Knute. Mehr als vier weitere Jahrzehnte dauerte dort das Ringen um eine wirkliche Befreiung.

Ebenso gilt es, an das Schicksal der Millionen Deutschen zu erinnern, die gerade zu Kriegsende auf der Flucht waren vor der Rache der Roten Armee oder die noch bis 1949 völkerrechtswidrig aus ihrer zum Teil seit Jahrhunderten angestammten Heimat vertrieben wurden. Es gilt, derjenigen Deutschen zu gedenken, die als Zivilpersonen zu Kriegsbeginn und zu Kriegsende in unwirtliche Gegenden der Sowjetunion oder andernorts deportiert und dort über Jahre zur Zwangsarbeit herangezogen wurden. Und es gilt, sich vor Augen zu führen, dass unzählige Frauen Opfer von Massenvergewaltigungen wurden – was zynischerweise auch heute noch als „allgemeines Kriegsfolgenschicksal“ eingeordnet wird.

Der „Tag der Befreiung vom Nationalsozialismus“ ist für unsere Geschichte ein wichtiger und prägender Tag. Er ist für mich jedoch nicht der „Tag der Befreiung“.

+++ Polen-Analysen



DIE AKTUELLEN POLEN-ANALYSEN BEFASSEN SICH MIT FOLGENDEN THEMEN:

- **Polnische Perspektiven auf die deutsche EU-Ratspräsidentschaft 2020 (Nr. 258):** Analyse *Die deutsche EU-Ratspräsidentschaft 2020. Polnische Perspektiven und Erwartungen* von Lidia Gibadło und Melchior Szczepanik (beide Polnisches Institut für Internationale Angelegenheiten, Warschau); Dokumentation *Ein neues Gleichgewicht für Europa. Was die EU in dieser Krise braucht* von Mateusz Morawiecki, Ministerpräsident der Republik Polen (FAZ, 23. 4. 2020);

Interview *Wir sollten uns gerade jetzt vor einer Spaltung Europas hüten* mit Polens Regierungschef Mateusz Morawiecki über den Zusammenhalt der EU in der Corona-Krise, die vertagte Präsidentenwahl und die Justizreform (FAZ, 26. 5. 2020); Dokumentation der Rede von Bundeskanzlerin Angela Merkel im Rahmen der Veranstaltung *Außen- und Sicherheitspolitik in der deutschen EU-Ratspräsidentschaft* der Konrad-Adenauer-Stiftung am 27. 5. 2020.

- **Die neuen historischen Museen in Polen (Nr. 259):** Analyse *Politik im Museum – der Kampf um Deutungshoheiten im polnischen Museumsboom* von Monika

Heinemann (Leibniz-Institut für jüdische Geschichte und Kultur – Simon Dubnow, Leipzig): Interview *Sie reden von Patriotismus und Nation, meinen aber das Interesse der Partei und der Fraktion* mit Prof. Dariusz Stola (Institut für Politische Studien der Polnischen Akademie der Wissenschaften, Warschau); Dokumentation *Geschichtsmuseen in Polen (Auswahl)*; Le-sehinweis zu Paweł Machcewicz, *Der umkämpfte Krieg*.

→ Die Polen-Analysen sind zu finden unter:
www.laender-analysen.de/polen



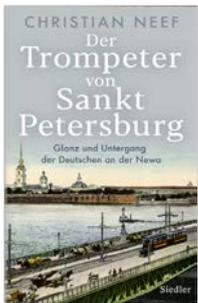
Roger Crowley

Der Fall von Akkon. Der letzte Kampf um das Heilige Land

Aus dem Englischen von Norbert Juraschitz, Darmstadt: WBG Theiss, 2020; 304 S. mit 35 s/w Abb., 16 Farbtafeln und 2 Karten, Zeittafel, Bibliogr. und Reg., geb., € 28,00 (für WBG-Mitglieder € 22,40) – ISBN 978-3-8062-4177-8

Als am 18. Mai 1291 die Hafenstadt Akkon, die letzte Bastion der Kreuzritter im Heiligen Land, fällt, ist dies das Ende eines zweihundert-jährigen Abenteuers der Christenheit. Der Traum von einem Königreich Jerusalem unter christlicher Herrschaft stirbt in den Ruinen von Akkon.

Roger Crowley erzählt die wechselvolle Geschichte der Kreuzzüge im 13. Jahrhundert bis zu der Belagerung von Akkon. Er ist bestrebt, den Perspektiven beider Seiten gerecht zu werden, und geht dabei von zeitgenössischen Berichten sowie von zuvor noch nicht übersetzten arabischen Quellen aus.



Christian Neef

Der Trompeter von Sankt Petersburg. Glanz und Untergang der Deutschen an der Newa

München: Siedler, 2019; 384 S. mit 65 s/w Abbildungen, geb., € 28,00 – ISBN 978-3-8275-0108-0

Bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges hatten Deutsche für die Entwicklung und Kultur der russischen Metropole Sankt Petersburg eine herausragende Bedeutung. Mit der Oktoberrevolution 1917 und Stalins Herrschaft wurden diese Beziehungen tiefgreifend zerstört. Auf der Grundlage von bisher unbekanntem Dokumenten

erzählt Christian Neef diese Tragödie am Beispiel von vier Lebensgeschichten, darunter derjenigen des Trompeters Oskar Böhme, der von Stalins Geheimpolizei erschossen wurde, und verschränkt derart die individuellen menschlichen Schicksale mit den grundstürzenden Umbrüchen in der Weltgeschichte. Dabei zeigt er, dass diese Vorgänge uns Deutschen noch viel näher sind, als wir gemeinhin annehmen.



Vincent Regente

Flucht und Vertreibung in europäischen Museen. Deutsche, polnische und tschechische Perspektiven im Vergleich

Bielefeld: Transcript, 2020; 650 S., kart., € 60,00 – ISBN 978-3-8376-5169-0

Während der letzten Monate des Zweiten Weltkrieges wurde ein Kapitel der europäischen Geschichte aufgeschlagen, das bis heute Anlass zu erheblichen Kontroversen gibt: die Flucht und Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa. Dieser geschichtspolitische

Konflikt lässt sich „besichtigen“. Er materialisiert sich in verschiedenen europäischen Museen, die den Komplex „Flucht und Vertreibung“ interpretieren und ausstellen. Die Motive und Perspektiven dieser erinnerungskulturellen Auseinandersetzungen arbeitet Vincent Regente vergleichend am Beispiel von sieben aktuellen Museumsprojekten in Berlin, Danzig, Brüssel, Görlitz, Kattowitz, Aussig bzw. München heraus.



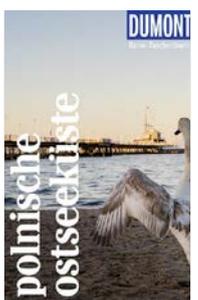
Andreas Izquierdo

Schatten der Welt

Köln: DuMont, 2020; 544 S., Klappenbroschur, € 16,00 – ISBN 978-3-8321-6498-0

Mit diesem Buch legt Andreas Izquierdo einen historischen Roman vor, der gleichermaßen als Abenteuer- und Entwicklungsroman gekennzeichnet werden kann und der im westpreußischen Thorn spielt. Seinen Ausgangspunkt nimmt er im Jahre 1910. Der schüchterne Carl, der draufgängerische Artur

und die freche Isi pfeifen auf den Ernst des Lebens, 1914 aber bricht die weltpolitische Katastrophe des Ersten Weltkrieges über sie herein. Artur und Carl werden eingezogen, und auch Isi hat zuhause in Thorn andere Kämpfe auszufechten. Nach dem Kriegsende 1918 ist nichts geblieben, wie es einmal war – und doch scheint ein Neuanfang möglich. Einfühlsam wird hier die Geschichte dreier Jugendlicher erzählt, die in den Wirren des frühen 20. Jahrhunderts ihren Weg suchen.



Izabella Gawin / Dieter Schulze

Polnische Ostseeküste

Ostfildern: DuMont Reiseverlag, 2020; 295 S. mit fünf Cityplänen, 19 Tourenkarten und einer Reisekarten-Beilage, Klappbroschur, € 18,95 – ISBN 978-3-616-02082-2

Gemeinsam mit Dieter Schulze beschreibt Izabella Gawin in diesem handlichen, übersichtlich und originell gestalteten Reiseführer die Orte ihrer Kindheit: die Strände mit samtweichem Sand und mit viel Grün am Ufer. Dazu die bunten Fischerboote und die verspielte

Bäderarchitektur, die Promenaden und Prachtvillen. Sie gibt viele hilfreiche Hinweise und verrät den Leserinnen und Lesern, welches ihre acht persönlichen Lieblingsorte sind. Die Vielseitigkeit der Region zeigen zudem 19 abwechslungsreiche Entdeckungstouren; und für Aktivurlauber werden nicht zuletzt reizvolle Wander-, Rad- und Kanustrecken beschrieben.

Impressum

Herausgeber und Verlag:

Westpreußische Gesellschaft –
Landsmannschaft Westpreußen e. V.
Der stellvertr. Vorstandsvorsitzende
Ulrich Bonk (v. i. S. d. P.)

Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck
Telefon 025 06 / 30 57-50, Fax 025 06 / 30 57-61

Sparkasse Münsterland Ost, Münster:

IBAN: DE59 4005 0150 0034 0248 51
BIC: WELADED1MST

Redaktionssekretariat, Abonnement-Verwaltung

und Anzeigenannahme: Esther Lüchtfeld
(sekretariat@der-westpreusse.de)

Redaktion:

Prof. Dr. Erik Fischer (e.fischer@der-westpreusse.de) /
Redaktionsleiter; Dr. Joanna Szkolnicka
(j.szkolnicka@der-westpreusse.eu) / Ressort PANORAMA;
Tilman Asmus Fischer (t.fischer@der-westpreusse.de) /
Ressorts VORSPANN sowie POLITIK UND GESELLSCHAFT;
Ursula Enke (u.enke@der-westpreusse.de) / Text-
und Bildredaktion

Korrespondentinnen und Korrespondenten:

Peter Neumann (Troisdorf) für Danzig, Piotr Olecki (Toruń)
für Thorn und Kujawien-Pommern, Bodo Rückert (Köln)
für Marienburg, Lech Słodownik (Elbląg) für Elbing

Verlags- und Redaktionsadresse:

Der Westpreuße
Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck
Telefon 025 06 / 30 57-50, Fax 025 06 / 30 57-61
sekretariat@der-westpreusse.de
www.der-westpreusse.de

E-Mail Adresse der Redaktion für Leserschriften:

leserpost@der-westpreusse.de

Der Westpreuße / Begegnungen mit einer europäischen Kulturregion erscheint alle zwei Monate. Der Bezugspreis beträgt halbjährlich oder jährlich € 18,- bzw. € 36,- sowie im Ausland jährlich € 42,-. Für Privatpersonen in Polen gilt bei Direktbezug ein Vorzugspreis von jährlich 60 Złoty.

Zusätzlich erscheint – jeweils um einen Monat versetzt – *Der Westpreuße / Landsmannschaftliche Nachrichten* und ergänzt diese Zeitschrift zu einer Folge von 12 Monatsheften pro Jahr. Der Bezugspreis eines entsprechenden Gesamtabonnements beträgt halbjährlich oder jährlich € 39,- bzw. € 78,-, im Ausland jährlich € 90,-. Für Privatpersonen in Polen gilt bei Direktbezug hier ebenfalls ein Vorzugspreis, und zwar von jährlich 120,- Złoty.

Die MwSt. ist mit 7% enthalten. Bestellungen beim Verlag. Der Bezug kann nur mit einer Frist von mindestens drei Monaten zur Mitte oder zum Ende des Kalenderjahres gekündigt werden. Bei Nichtbelieferung bestehen im Fall höherer Gewalt keine Ansprüche gegen den Verlag. Mit Namen oder Kürzeln gezeichnete Artikel geben nicht in jedem Falle die Meinung des Verlages oder der Redaktion wieder. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlages. – Zurzeit gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 2.

Layout, Bildbearbeitung und Druckvorlagenerstellung:

MEDIENGESTALTUNG KOHLHAAS, Bonn

Herstellung: WIRmachenDRUCK GmbH

Mühlbachstraße 7, 71522 Backnang

ISSN: 0043-4418

Auflage: 1.000 Exemplare

Autorinnen und Autoren

Marek Dzedzic hat nach dem Abschluss der Lehrerausbildung in Zamość an der Bromberger Pädagogischen Hochschule (der heutigen Kazimierz-Wielki-Universität) sein pädagogisches Magister-Examen abgelegt und bis zu seiner Pensionierung im Jahre 2000 an der Grundschule Nr. 9 in Marienburg unterrichtet. Seit 1984 ist er im Schlossmuseum als Burgführer – vor allem für Gruppen aus Deutschland – tätig und schreibt seit einigen Jahren für den *Dziennik Malborski* (Marienburger Tageblatt) sowie für DW. Zudem engagiert er sich im Marienburger „Förderverein Jerusalem-Hospital“.

Prof. Dr. Frank Golczewski – von 1969 bis 1973 Studium der Geschichte, Slavistik, Pädagogik und Philosophie an der Universität zu Köln, 1973 Promotion, 1980 Habilitation; von 1983 bis 1994 Professor für Neuere Geschichte (unter besonderer Berücksichtigung der Europäischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts) an der Universität der Bundeswehr in Hamburg; seit 1994 Professor für Osteuropäische Geschichte am Historischen Seminar der Universität Hamburg, 2014 pensioniert.

Alexander Kleinschrodt M. A., studierte Musikwissenschaft, Kunstgeschichte und Germanistik, er arbeitet als freier Kulturwissenschaftler und Autor; zudem übernimmt er regelmäßig Lehraufträge an der Universität Bonn. Seit 2018 arbeitet er als kooptiertes Mitglied im Vorstand der Westpreußischen Gesellschaft mit.

Dr. des. Remigius Stachowiak ist Historiker und Editionswissenschaftler. Er studierte Geschichte, Osteuropastudien und polnische Philologie an der Freien Universität Berlin, der Humboldt Universität zu Berlin und der Nikolaus-Kopernikus-Universität in Thorn. Von 2011 bis 2020 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin. 2020 promovierte er bei Prof. Matthias Thumser zum Thema *Kirchenkarrieren preußischer Bürgersöhne im Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit*.

Annegret Schröder studierte Germanistik, evangelische Theologie und Pädagogik, zudem Ausbildung zur Verlagskauffrau; tätig als Gymnasiallehrerin an einer privaten Wirtschaftsschule. Seit 2016 ist sie Mitglied im Stiftungsrat der Kulturstiftung Westpreußen.

Bartosz Skop studierte Geschichte an der Danziger Universität und der Julius-Maximilians-Universität Würzburg; Autor von Orgelbeschreibungen des ehemaligen Ost- und Westpreußen; zu seinen Forschungsinteressen gehören die Kirchen- und Orgelbaugeschichte dieser Region, insbesondere aus der Zeit des 19. und 20. Jahrhunderts; nach dem Abschluss seines Master-Examens arbeitet er gegenwärtig am Schloss-Museum in Marienburg.

ANZEIGE



Jahrbuch Polen 31 (2020)

Deutsches Polen-Institut
Jahrbuch Polen 2020
Polnische Wirtschaft

POLNISCHE WIRTSCHAFT

Hg. vom Deutschen
Polen-Institut

194 Seiten, 36 Abb.,
24 Tabellen

€ 15,-

ISBN: 978-3-447-11404-2

Harrassowitz Verlag

Bisweilen braucht es ein wenig Geduld, die Zeit von der anregenden Lektüre einer Speisekarte bis zum Auftragen der lukullischen Köstlichkeiten zu überbrücken. Eine geschmackvolle Tischdekoration mag in diesen Momenten ebenso helfen wie die Sicht hinaus in eine bezaubernde Umgebung. Im Restaurant auf Schloss Krockow empfiehlt es sich hingegen, die Augen zu erheben, um bei der auffallend schönen Holzdecke, geschmückt mit zarten Blumengirlanden und einem dominierenden vielfarbigen Akanthusblattwerk, zu verweilen. Mit der Abstufung von kräftig dunklen Farben hin zu lichten Pastelltönen scheint sich der Blick in höhere Sphären zu öffnen – die Gedanken können frei schweifen: Wie war das Leben im Schloss, als diese Decke um 1700 gestaltet wurde? Hat Johann Gottlieb Fichte sie betrachtet, wenn er hier nach seiner Tätigkeit als Hauslehrer mit Gräfin Louise philosophische Gespräche führte? Was geschah mit ihr in den Wirren des Krieges, bis das ruinierte Schloss Anfang der 90er Jahre des letzten Jahrhunderts renoviert wurde? Als 1993 die Neuauflage des einschlägigen Dehio-Handbuchs erschien, fanden dort die barocke Wendeltreppe im Inneren des Schlosses sowie ein Ofen aus dem 17. Jahrhundert Erwähnung, ein Hinweis auf die Holzdecke musste fehlen, denn sie wurde erst just in jenem Jahre wiederentdeckt und restauriert. Seitdem nun verleiht sie dem Speiseraum zur Freude aller Gäste seine ganz besondere Atmosphäre. **st** Ursula Enke

